



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die Identitätskonstruktion philippinischer Diplomkrankenschwestern in Wien

Verfasserin

Antonina Boschitsch

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: Dr. Helmut Lukas

Danksagung

Der Entschluss mich den Studien der KSA zu widmen brachte interessante und arbeitsintensive Jahre mit sich, die meine Laufbahn positiv geprägt haben. Die Welt aus mehreren Perspektiven zu erfahren, als auch die Offenheit und das Hinterfragen jeglicher Gegebenheiten, hab ich mir mit den Jahren durch die interessanten Vorlesungen und verschiedenen Seminare angeeignet. Für diese Bereicherung danke ich den Professoren und Professorinnen des Instituts für Kultur- und Sozialanthropologie, insbesondere meinem Diplombetreuer Herrn Dr. Lukas.

Ausdrücklicher Dank gilt besonders meinen Schwestern Jasmin und Maria, die mich während meiner Forschungsarbeit immer motiviert und unendlich viel unterstützt haben. Meinen Freundinnen und Freunden bin ich für ihre Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft und endlose Geduld dankbar.

Meinen Informantinnen, die ich während meiner Forschungsarbeit besser kennen gelernt habe, bringe ich Bewunderung und Hochachtung entgegen. Sie haben mich mit ihrem Mut, ihrer Offenheit und ihrer fühlbaren Selbstachtung inspiriert. Mein Interesse für die Philippinen, ihre „Kultur“, Geschichte und die Menschen haben sich seither intensiviert. Danke!

Zuletzt möchte ich meinen Eltern danken, besonders meiner Mutter, die mich zur vorliegenden Forschungsarbeit bewegt hat und mir jederzeit mit bedingungsloser Hilfsbereitschaft entgegen gekommen ist. Meinem Vater danke ich für die Unterstützung, Freiheit und Möglichkeit mein Studium in vollen Zügen zu genießen.

SALAMAT PO!

Abstract

Anfang der 1970er Jahre bestand im österreichischen Gesundheitswesen eine große Nachfrage nach fachlich kompetentem und qualifiziertem Pflegepersonal. Um dem Mangel an Krankenschwestern- und Pflegepersonal in den österreichischen Krankenhäusern entgegen zu wirken, wandte sich die österreichische Regierung an ausländische Arbeitskräfte, was im Jahre 1973 unter Anderem eine Unterzeichnung des bilateralen Abkommens zwischen der Stadt Wien und dem philippinischen Arbeitsministerium zur Folge hatte.

Die Migrationsbewegungen philippinischer Diplomkrankenschwestern von den Philippinen nach Österreich beeinflusste das soziale Handeln und Agieren der Akteurinnen und wirkte sich schlussendlich auf ihre Identitäten aus. Die theoretische Abhandlung und die anschließende Repräsentation der empirischen Forschungsarbeit behandeln die Identitätskonstruktionen sechs philippinischer Diplomkrankenschwestern in Wien.

In the beginning of the 1970s, the increasing demand of skilled and well-trained nursing staff in the hospitals of Austria implied the need for a sustaining and effective resolution. To accomodate the demand of the absent nursing staff, the Austrian Government decided to apply for foreigners who were qualified for the work in the tertiary sector. In 1973, the official endorsement of the bilateral agreement between the Austrian Government and the Philippines Department of Labour started the recruitment of registered nurses from the Philippines.

The diploma thesis highlights the identity construction of six Philippine registered nurses, who migrated to Austria. The migration to Austria implicated transformations in their specific social structures and activities and eventually had strong and remarkable influence on each of their personal identities. To understand the investigated theme, the diploma thesis is based on a theoretic study and exposition concerning this matter. It was essential to support the represented empirical work about the six Philippine registered nurses in Vienna.

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----------|
| 1. Einleitung | 1 |
| 2. Methodik | 4 |
| 2.1. Methoden der Datenerhebung | 4 |
| 2.2. Datenanalyse nach Mayring | 6 |
| 2.3. Reflexion der Forscherin | 7 |
| 3. Theoretische Grundlagen | 9 |
| 3.1. Ethnos – Ethnien – Ethnizität | 10 |
| 3.1.1. Ethnizität und Migration | 11 |
| 3.2. Kultur | 16 |
| 3.2.1. Die fixierten „Kulturkonzepte“ | 16 |
| 3.2.2. Postmoderne, konstruktivistische „Kulturkonzepte“ | 19 |
| 3.2.3. Die Verortung von „Kultur“ in einer globalisierten Welt | 20 |
| 3.3. Identität | 23 |
| 3.3.1. Kollektive Identitäten | 24 |
| 3.3.1.1. Nationale Identitäten | 25 |
| 3.3.1.2. Kulturelle Identitäten | 26 |
| 3.3.2. Die personale Identität | 27 |
| 3.3.2.1. Postmoderne Identitätskonzepte | 29 |
| 3.3.2.2. Die Individualisierung von Identitäten | 29 |
| 3.3.2.3. Narrative Identitäten | 30 |
| 3.4. „Die Transnationalisierung von Identitäten“ | 30 |
| 3.4.1. Die Identitäten von TransmigrantInnen | 31 |
| 3.5. Typen von TransmigrantInnen | 33 |
| 3.5.1. „localised mobile transnational formations“ | 34 |
| 3.5.2. Transnationale soziale Beziehungen | 36 |
| 3.5.3. Transnationale soziale Formationen | 37 |
| 3.5.4. Transnationale soziale Aktivitäten | 38 |
| 3.5.4.1. Remittances | 38 |
| 4. Das Konzept Solidarität | 39 |
| 5. Die Bedeutung der Sprache | 40 |
| 5.1. Das symbolische Kapital Sprache | 41 |
| 5.2. Die Standardisierung der englischen Sprache | 42 |

| | |
|---|------------|
| 6. Migration allgemein | 42 |
| 6.1. Die Migrationsforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie | 43 |
| 6.2. Der Transnationalismus | 45 |
| 6.2.1. Kritik am Transnationalismus | 45 |
| 6.2.2. Exkurs: Globalisierung und Weltsystem-Theorien | 46 |
| 6.2.3. Transnational studies | 47 |
| 6.2.4. Der Transnationalismus und die Bedeutung des Nationalstaates | 48 |
| 6.2.4.1. Der deterritoralisierte Nationalstaat – „the imagined community“ | 50 |
| | |
| 7. Ein Rückblick auf die philippinische Geschichte | 50 |
| 7.1. Die spanische Kolonialherrschaft auf den Philippinen | 51 |
| 7.2. Die amerikanische Kolonisierung auf den Philippinen | 52 |
| 7.3. Die japanische Besatzung | 52 |
| 7.4. Die Marcos-Diktatur | 53 |
| 7.5. Cory Aquino - Rückkehr zur Demokratie | 54 |
| 7.6. Präsident Fidel V. Ramos | 55 |
| | |
| 8. Die Migration von philippinischen Diplomkrankenschwestern | 55 |
| 8.1. Auswirkungen der Auswanderungswelle philippinischer Krankenschwestern | 56 |
| | |
| 9. Die europäische Migrationspolitik nach 1945 | 58 |
| 9.1. Das Gastarbeiterregime in Österreich | 58 |
| 9.2. Die philippinischen Krankenschwestern in Österreich | 60 |
| | |
| 10. Die Identitätskonstruktion sechs philippinischer Krankenschwestern in Wien | 61 |
| 10.1. Die Repräsentation der einzelnen Diplomkrankenschwestern | 63 |
| 10.1.1. Interview 1: L. B. | 63 |
| 10.1.2. Interview 2: V. R. | 70 |
| 10.1.3. Interview 3: S. A. | 75 |
| 10.1.4. Interview 4: H. Z. | 79 |
| 10.1.5. Interview 5: E. L. | 85 |
| 10.1.6. Interview 6: T. S. | 93 |
| 10.2. Ergebnisse | 101 |
| | |
| 11. Conclusio | 107 |
| | |
| 12. Literaturverzeichnis | 109 |
| 13. Anhang | 116 |

1. Einleitung

Anfang der 1970er Jahre bestand eine große Nachfrage nach fachlich kompetentem und qualifiziertem Pflegepersonal im österreichischen Gesundheitswesen. Um dem Mangel an Krankenschwestern- und Pflegepersonal in den österreichischen Krankenhäusern entgegen zu wirken, wandte sich die österreichische Regierung an ausländische Arbeitskräfte, was sich im Jahre 1973 auch in der Unterzeichnung des bilateralen Abkommens zwischen der Gemeinde Wien und dem „Philippine Department of Labour“ niederschlug.

1974 landeten die ersten Diplomkrankenschwestern aus den Philippinen in Wien. Die Migration nach Österreich bedeutete eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und hatte auch positive Auswirkungen auf die Lebenssituationen der zurückgelassenen Familienmitglieder. Die Arbeitsverträge verpflichteten die immigrierten Filipinas zu drei Jahren der pflegepersonalen Berufsausübung. Nach den drei Jahren hatten sie die Möglichkeit ihre Verträge zu erweitern. Diese Möglichkeit nahmen viele der Filipinas wahr.

Die vorliegende Diplomarbeit fokussiert die Identitätskonstruktionen philippinischer Krankenschwestern, die vor mehr als 30 Jahren die Entscheidung fällten, ihr Heimatland zu verlassen und Wien als ihren Hauptwohnsitz zu wählen. Die Migrationsbewegung von einem „Entwicklungsland“ in ein „Industrieland“ wurde zu einer wichtigen Markierung in den Biographien der philippinischen Frauen, da sich neben den geographisch bedingten Gegebenheiten wie dem Klima, auch der soziale Status, die gesellschaftlichen Lebensumstände, wie die Sprache und beruflichen Bedingungen sich vom vertrauten philippinischen Milieu stark unterschieden. Diese Kontexte beeinflussten das soziale Handeln und Agieren der Akteurinnen und bedeuteten einschneidende Veränderungen in den jeweiligen Identitätskonstruktionen der einzelnen Individuen.

Dies führte zu folgender Forschungsfrage:

Wie konstituieren sich die Identitäten der philippinischen Krankenschwestern in Wien?

Um dieser Forschungsfrage nachzugehen, wurden klassische anthropologische Erhebungsmethoden herangezogen¹. Die Literaturrecherche diente dabei der thematischen

¹ Die gesamte Forschungsarbeit erfolgte im Zeitraum November 2011 bis August 2012.

Vertiefung des Forschungsfeldes, die durch teilnehmende Beobachtungen bei philippinischen „Gatherings“ und Veranstaltungen ergänzt wurden. Hier ergaben sich auch zahlreiche informelle Gespräche mit Filipinos und Filipinas, die zu den qualitativen Interviews mit Expertinnen führten. Diese werden im letzten Abschnitt der Arbeit repräsentiert.

Der erste Abschnitt der Arbeit umfasst eine theoretische Abhandlung der Konzepte „Ethnizität“, „Kultur“ und „Identität“. Die bewusst gewählte Abfolge der vorgestellten Theoriekonzepte soll das gegenwärtige Verständnis von Identitäten näher bringen, die besonders im Zeitalter der Migration einem permanenten Wandel unterliegen. Um den Identitätskonstruktionen der philippinischen Krankenschwestern in Wien nachzugehen, erschien die Anlehnung an das Konzept von Dahinden (2010) sinnvoll. Sie geht davon aus, dass die transnationalen Felder, die von MigrantInnen konstituiert werden, hauptsächlich auf familiären Beziehungen und reziproker Unterstützung basieren.

Das mehrmalige Überblicken des generierten empirischen Datenmaterials brachte vor allem den Aspekt der Solidarität in den Vordergrund. Dieses Prinzip schlägt sich besonders in den sozialen Beziehungen der Filipinas nieder, die sich in ihren sozialen Interaktionen besonders durch den Akt des gegenseitigen „Helfens“ manifestieren und für die Identitäten der einzelnen Individuen prägend sind. Für die theoretische Untermauerung wurde das Theoriekonzept „Solidarität“ von Durkheim herangezogen.

Nach der theoretischen Abhandlung erfolgt eine historische Repräsentation der Migrationsforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie, die mit einer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Transnationalismus abschließt. In diesem Zusammenhang werden auch empirische Forschungsarbeiten von Schiller et al. (2005) erwähnt, die unter anderem auch die sozialen Beziehungen philippinischer TransmigrantInnen in den Vereinigten Staaten beinhalten.

Um die gegenwärtigen Identitätskonstruktionen zu verstehen, ist auch die Rücksichtnahme auf vergangene Ereignisse sowohl im Heimatland Philippinen als auch im Aufnahmeland Österreich essentiell. Die plakative Abhandlung der philippinischen Kolonialgeschichte und postkolonialen Ära soll die hohen Emigrationszahlen der Filipinos und Filipinas aus ihrem Heimatland erklären. Im Anschluss erfolgt ein historischer Abriss der österreichischen Migrationsgeschichte im Zeitraum der Rekrutierung philippinischer Diplomkrankenschwestern.

Im letzten Abschnitt der Diplomarbeit wird der empirischen Forschungsarbeit Platz eingeräumt. Hier werden zu Beginn sechs philippinische Diplomkrankenschwestern repräsentiert. Das anschließende Kapitel zeigt die Erkenntnisse auf und gibt eine Zusammenführung der theoretischen und praktischen Ausarbeitungen wieder.

2. Methodik

2.1. Methoden der Datenerhebung

Bei der Generierung des Datenmaterials, das hier in komprimierter Form als empirische Forschungsarbeit vorliegt, zog ich die klassischen anthropologischen Erhebungsmethoden heran, die sich aus der teilnehmenden Beobachtung, der Literaturrecherche und den qualitativen Interviews mit Expertinnen zusammensetzten.

Für die Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen stellte die Literatur, die sich primär aus fachspezifischer Literatur, migrations-themenspezifischen Diplomarbeiten und zahlreichen Artikeln unterschiedlicher wissenschaftsorientierter online-Journals² zusammensetzte, eine fundamentale Datenquelle dar. Diese setzte. Quellenangaben am Ende der jeweiligen Artikel und/oder Kapitel wiesen auf weitere Nachlagwerke hin, die eine Vertiefung in die Materie ermöglichten.

Während der gesamten Forschungsarbeit war das Lesen der recherchierten Literatur für das Verstehen und die Verdichtung gewisser Theorien notwendig. Auch für die Beobachtungen und Erkenntnisse, die ich während dem Aufenthalt im Feld machte, stellten bereits vorhandene Forschungsstudien eine Hilfe dar. Die Literaturrecherche stellte bis zur Fertigstellung der Diplomarbeit eine konstante Methode dar.

Die empirische Forschungsarbeit ergab sich durch teilnehmende Beobachtungen in Wien als auch auf den Philippinen. Aufgrund meines zeitlich begrenzten Aufenthaltes auf den Philippinen und der lückenhaften Tagalog-Sprachkenntnisse, basierte die Datengewinnung auf dem Archipelago mehr auf „stiller Partizipation“³, die sich in zahlreichen Einträgen in mein Feldforschungstagebuch manifestierten.

In Bezug auf die persönliche Involvierung fielen die empirischen Forschungen in Wien intensiver aus. Hier war die teilnehmende Beobachtung unter Anderem durch die aktiv teilnehmende und verbale Interaktion geprägt.

² Artikel unterschiedlicher wissenschaftsorientiert online-Journals entnahm ich hauptsächlich folgender Website: www.jstor.org - hier handelt es sich um ein online-Archiv, welches eine Bandbreite an unterschiedlichen Artikeln ausgewählter wissenschaftlicher Fachzeitschriften Studierenden der Universität Wien umsonst zur Verfügung stellt.

³ Mit „stiller Partizipation“ meine ich eine teilnehmende Beobachtung, die sich eher durch das Beobachten und weniger durch die verbale Interaktion ausdrückte.

Um eventuelle Datenverluste zu vermeiden, versuchte ich die teilnehmenden Untersuchungen nicht auf bestimmte Orte oder Räume zu beschränken, die sich explizit mit philippinischen Krankenschwestern in Verbindung bringen ließen. Neben den Feldforschungen bei zahlreichen „philippinischen“ Events in Wien waren auch viele unvorhersehbare Situationen an spezifischen Orten weiterführend für die Generierung des Datenmaterials. Diese Zufälle ergaben sich beispielsweise beim Zuhören von Dialogen zwischen Filipinos/Filipinas am Telefon, in philippinischen Banken, in asiatischen Shops oder am Flughafen, wo ich die interaktiven Abläufe und Prozesse zwischen und mit Filipinos beobachten konnte.

Neben den Interviews, die ich anhand eines Leitfadenfragebogens durchführte, fanden auch zahlreiche informelle Gespräche mit philippinischen Krankenschwestern statt. Diese ergaben sich besonders bei traditionellen Festen, Geburtstagsparties, Taufen, philippinischen Organisations-Treffen und –Veranstaltungen, bei denen ich entweder als Freundin, Bekannte, Verwandte oder auch nur aufgrund meiner philippinischen Wurzeln partizipierte. Mit der Teilnahme an diesen Ereignissen wurde mir die Komplexität und Heterogenität der philippinischen „Community“ in Wien offenbar. In diesen Kontexten fanden auch zahlreiche Gruppengespräche statt, bei denen ich mehr als „ZuhörerIn“ teilnahm. Hier hatte ich die Möglichkeit unter Anderem auch „kulturelle“ Besonderheiten bzw. kulturellen Codes zu beobachten, die in den sozialen Interaktionen zwischen Filipinos in Wien ausgetauscht wurden.

Ausserdem hatte ich die privilegierte Position inne, mit einigen philippinischen Krankenschwester – die ebenfalls meine Informantinnen waren – im regelmäßigen Kontakt zu stehen, die mir zu jeder Zeit, bei Unklarheiten, Verständigungsproblemen oder einfach nur zur Verifizierung mir nicht-sicherer Datenmaterialien unterstützend weiterhalfen.

Die Gespräche hielt ich entweder auf Diktiergerät, Videocamera, auf Fotos oder auf Papier in Form von Notizen fest. Ab und an fehlte es mir aber auch an diesen Aufzeichnungs-Instrumenten, wobei ich mich dann auf meine Gedächtnisprotokolle verließ, die ich, sobald die Möglichkeit bestand, schriftlich in meinem Feldforschungstagebuch festhielt.

Die immer intensiver werdende Beschäftigung mit dem Forschungsthema implizierte ein Heranziehen weiterer ergänzender Methoden, die eine Verdichtung und Komplexität meines Methoden-Samples zur Folge hatten. In manchen Fällen war beispielsweise die „stille“ teilnehmende Beobachtung sinnvoller als die verbale Interaktion mit den Anwesenden im

Forschungsfeld. Dann gab es aber auch Momente, in der sich die Kombination einiger Methoden als gut herausstellte, da sie einen erwünschten Datenreichtum ermöglichte.

Homepages verschiedener philippinischer Vereine, online abrufbare Videoaufnahmen, Fernsehprogramme und Radioaufnahmen stellten weitere informative Datenquellen dar.

2.2. Datenanalyse nach Mayring

Für die Auswertung der sechs leitfadenorientierten Interviews wählte ich die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010).

Zuerst erfolgte eine detaillierte Transkription des sprachlichen Datenmaterials, die im Nachhinein für ein besseres Verständnis geglättet wurden. Diesem Arbeitsschritt folgte dann ein technischer Ablauf mehrerer Reduktionsschritte (vgl. Mayring 2010, S.69f).

Da die Fragestellung und damit auch der Forschungsschwerpunkt im Vorhinein von mir festgelegt wurden, bestand der erste Reduktionsschritt in der Selektion relevanter Textpassagen aus den Transkriptionen. Anschließend wurden diese paraphrasiert, was ein Streichen weniger inhaltstragender Textbestandteile bedeutete. Bei der Betrachtung aller Paraphrasierungen wurden dann „unwichtige“ weggelassen. Die Konzentration auf die wesentlichen Paraphrasen ging mit einem weiteren Kürzungsschritt einher, bei dem Paraphrasen mit ähnlichem Gegenstand und Aussagen zu einer Paraphrase zusammengefasst wurden (ebd.).

Weitere Bündelungen bzw. Generalisierungen von Paraphrasen führten dann zur Bildung von Kategorien, die Gegenüberstellungen und Relationen spezifischer Interviewaussagen meiner Informantinnen ermöglichte. Abschließend wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den InformantInnen herausgearbeitet.

Unsicherheiten wurden mit theoretischem Wissen oder dem „Nachfragen“ bei den Informantinnen beseitigt (ebd.).

2.3. Reflexion der Forscherin

Methodenwahl

Mit der Beschränkung auf die genannten Methoden ging automatisch auch eine Begrenzung des gesamten Bewegungsfreiraumes der Forschung einher. Ausserdem handelte es sich bei der Methodenwahl bereits um eine subjektiv-geleitete Entscheidung, die nicht nur den Zugang zum Forschungsfeld „eingrenzte“, sondern auch den Blick aufs Forschungsfeld in eine spezifische Richtung lenkte, was sich folglich auf die Generierung der Daten und ihr Volumen auswirkte.

Die empirische Herangehensweise an die einzelnen Identitätskonstruktionen machte mich unter Anderem auch auf meine methodischen Forschungslücken aufmerksam. Die narrativen Interviews, die ich mit den philippinischen Diplomkrankenschwestern führte, ließen einen guten Einblick in das Leben der Einzelnen zu und veranlassten die Informantinnen gleichzeitig zur Selbstreflexion. Würde man die Interviews jedoch auf nahe Verwandte und/oder Bekannte ausweiten, würde das eine Inklusion weiterer Perspektiven bedeuten, welche eventuell ein vertiefendes Verständnis über die komplexen Identitäten der einzelnen Expertinnen liefern könnten.

Persönliche Veränderungen

Als ich den Entschluss gefasst hatte, mich auf philippinischen Krankenschwestern und ihre Lebensweisen in Wien zu konzentrieren, ließ ich ebenfalls Ausnahmen zu, bei denen ich beispielsweise gegen meine „vegetarische Prinzipien“ verstieß. Als mich H. Z.⁴ zu einem Mittagessen zu sich nach Hause einlud und mich mit Lumpia Shanghai⁵ überraschte, fiel es mir schwer diese abzulehnen, da ich mich ihren Bemühungen gegenüber dankbar zeigen wollte. Eine ähnliche Situation fand bei T. S.⁶ statt, die mich für das Interview zu sich nach Hause einlud und mich mit einem Abendessen überraschte. Wir aßen Pansit⁷.

⁴ Bei H.Z. handelt es sich um eine meiner Informantinnen. Siehe auch Kapitel 10.1.4. *Interview 4: H. Z.*

⁵ *Lumpia Shanghai* sind philippinische Frühlingsrollen, die „Faschiertes“ beinhalten; während *Lumpia Sariwa* („fresh“) ausschließlich mit Gemüse gefüllt sind.

⁶ Bei T. S. handelt es sich um eine meiner Informantinnen. Siehe auch Kapitel 10.1.6. *Interview 6: T. S.*

⁷ *Pansit* ist eine philippinische Speise - die ursprünglich Chinesisch ist und von den Filipinos und Filipinas „lokalisiert“ wurde - die sich meistens aus Glasnudeln, kleingeschnittenem Gemüse und Hühnerfleisch zusammensetzt.

Literaturrecherche & Sprachkenntnisse

Bei der Literaturrecherche handelte es sich hauptsächlich um Artikel, die von europäischen oder USamerikanischen WissenschaftlerInnen verfasste wurden. Ich habe mich kaum mit der Literatur philippinischer WissenschaftlerInnen befasst, da mir die sprachlichen Kenntnissen fehlten.

Wie bereits erwähnt, fehlte es mir auf den Philippinen an nötigen Sprachkenntnissen, die eine Vertiefung meiner Forschungsarbeit – beispielsweise welche (nachhaltigen) Auswirkungen die Remittances auf die EmpfängerInnen auf den Philippinen haben - ermöglicht hätten.

Neben der sprachlichen Unfertigkeit stellten aber auch finanzielle und zeitliche Rahmenbedingungen eine Behinderung für eine weitere und intensivere Datengenerierung dar.

3. Theoretische Grundlagen

Ethnizität – Kultur – Identität

Die Vergangenheit der ethnologischen Disziplin hat eine Myriade an Konzeptualisierungen von „Kultur“, „Ethnizität“ und „Identität“ hervorgebracht, wobei man bei dem einen oder anderen Begriff auch auf interdisziplinäre Konzepte rekurrierte. Vorgestellte Theoriekonzepte wurden zu bestimmten Zeitperioden vertreten und aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen, unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen und methodischen Herangehensweisen von WissenschaftlerInnen modifiziert, erweitert unter anderem aber auch negiert.

„Ethnizität“, „Kultur“ und „Identität“ sind Notationen, die nicht nur im Bereich der akademischen Wissenschaften debattiert werden. Sie stehen auch im Interesse der Öffentlichkeit und gehören heute auf gesellschaftlicher, sozio-politischer und medialer Ebene zum Alltagsvokabular. Gründe dafür sind unter anderem die steigenden global zu verzeichnenden ökonomischen Interdependenzen, gegenwärtige Migrationsbewegungen, aber auch die unmittelbar banalen Begegnungen und Konfrontationen mit dem „Fremden“ die sich beispielsweise durch die Konsumtion unterschiedlichster „exotischer“ Speisen, dem Ferntourismus und der medialen Verbreitung interkultureller Themen ergeben (vgl. Gingrich 2001, S.100).

Zu Beginn der einzelnen Kapitel wird ein historischer Abriss der jeweiligen Begriffsdefinitionen und ihren Bedeutungen im und für das Fach der Kultur- und Sozialanthropologie skizziert. Der geschichtliche Rückblick soll als Referenzrahmen dienen, und das Verständnis gegenwärtiger Konzepte zu „Ethnizität“, „Kultur“ und „Identität“ im Kontext der Migration nachvollziehbar machen.⁸

⁸ Aufgrund der enormen Variationsbreite an Beschreibungen und Definitionsversuchen von „Ethnizität“, „Kultur“ und „Identität“ werden hier lediglich jene erwähnt die in der ethnologischen Historie signifikant waren/sind und für die vorliegende Forschungsarbeit sinnvoll erscheinen.

3.1. Ethnos – Ethnien - Ethnizität

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff „Ethnizität“ hat in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine lange Tradition, erfolgte in der Kultur- und Sozialanthropologie aber erst zu Beginn der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. Bezogen auf die zahlreichen wissenschaftlichen Definitionen von „Ethnizität“, kann man rückblickend von einer Unterscheidung primordialer und konstruktivistischer Ansätze ausgehen, die das Phänomen umschreiben.

„Ethnos“ ist ein Wort griechischen Ursprungs und wird im Deutschen mit „Volk“ übersetzt. Der Terminus wurde in der Ethnologie erstmals vom russischen Anthropologen Shirokogoroff geprägt, der sich dem Phänomen aus primordialer Sichtweise annäherte. Er betonte ihren dynamischen Charakter und sah besonders in der biologischen Einheit, der gemeinsamen Sprache und dem gemeinsam bewohnten Territorium die konstituierenden Elemente eines Ethnos. Ebenfalls vom primordialen Ansatz überzeugt, setzte Julian V. Bromlej den Ethnos-Diskurs fort und erweiterte die Definition Shirokogoroffs, indem er die Psyche eines Kollektivs, als auch die Binnenheiraten innerhalb der eigenen Gruppe als wesentliche Bestandteile einer Ethnie⁹ hinzufügte (Wernhart 2001).

„Die Wirkungsweise der Endogamie als spezifischer ‚Stabilisator‘, als ‚Schutzmechanismus‘ des Ethnos, beruht darauf, dass ihm ein geschlossener Kreis von Heiratsverbindungen den Erhalt ethnisch einheitlicher Familien gewährleistet. Gerade die Familie bildet in der Mehrzahl der Gesellschaften den wichtigsten Kanal für die Weitervermittlung traditioneller Kulturformationen. (...) Die Endogamie wirkt dabei gleichzeitig als Faktor der kulturellen Abgrenzung der Ethnien untereinander...“
(vgl. Wernhart 2001, S.84)¹⁰

Mit der zunehmenden geographischen Mobilität der Menschen änderte sich auch die analytische Herangehensweise an die Ethnizitätsforschung. So kritisierte beispielsweise Ina Maria Greverus (1978) den primordialen Ansatz, bei dem sie das Kriterium der territorialen Festschreibung einer Ethnie ablehnte (vgl. Wernhart 2001, S.82).

⁹ W.E. Mühlmann setzte die Verwendung des Begriffs „Ethnie“ im deutschsprachigen Raum durch und hatte mit seinen ethnologischen Beiträgen zur Thematik einen signifikanten Einfluss auf die ethnologische Disziplin.

¹⁰ Das Missachten des Endogamie-Gebotes würde zu einer Veränderung bis hin zu einer Auflösung einer Ethnie führen. Eheschließungen zwischen zwei unterschiedlichen ethnischen Einheiten ist dann Grund für die Herausbildung neuer ethnischer Gemeinschaften. Dieser Prozess wird als Ethnogenese bezeichnet. (Wernhart 2001)

Auch Mühlmann (1985) sah von geographisch fixierten Grenzziehungen ab, und verwies mit seinem Konzept der „limitischen Struktur“ auf Trennlinien, die zwischen den in Relation stehenden, ethnischen Einheiten konstruiert werden.

„Eine Grenze ist offensichtlich vorhanden, aber sie muss nicht durch den ‚Boden‘ markiert werden. Sie bestimmt sich vielmehr durch den Menschen selbst, der zum Träger von ‚Grenzzeichen‘ wird. Diese Grenze markiert sich durch (...) die ‚Kultur‘ als Sachbesitz, Überlieferung, Mythen usw. (...)“ (vgl. Mühlmann 1985, S.19 zit. nach Jan Assmann 2007, S.153)

Barth bezeichnete diese limitische Struktur als konstruierte Grenzmarkierungen, die eine Projektionsfläche von Selbst- und Fremdzuschreibungen der interagierenden AkteurInnen darstellt.

Frederik Barth gehört heute zu den meist zitierten Anthropologen der Ethnizitätsdebatte. In seinem progressiven Werk *Ethnic Groups and Boundaries* (1969) betont er, dass „Ethnizität“ nicht für sich alleine stehen kann, sondern erst in reziproken Prozessen zwischen mindestens zwei Menschen, die sich jeweils einer anderen Kultur zugehörig fühlen, aktiviert wird. Dabei werden im kommunikativen Wechselspiel kulturelle Merkmale und ihre Bedeutungen von den jeweiligen InteraktionspartnerInnen artikuliert. Eine ethnische Einheit ist demnach nur in Konfrontation und Begegnung mit einer „anderen“ erklärbar (vgl. Gingrich 2001, S.102).

Cohen griff in seiner Auseinandersetzung mit dem Phänomen auf die Arbeiten von Barth zurück. Neben zahlreichen Übereinstimmungen über die integrierenden Kategorien einer „Ethnie“ übte Cohen jedoch Kritik an Barth's Annahme, dass ethnische Grenzen von stetigem und dauerhaftem Bestand wären. Dabei verweist Cohen auf die Situation und den Kontext, in denen die interethnischen Beziehungen eingebettet sind (Cohen 1978).

„Ethnicity is first and foremost situational (cf 20, 36, 39). Using our definition, the interactive situation is a major determinant of the level of inclusiveness employed in labeling self and others. As already noted, "the same person can be categorized according to different criteria of relevance in different situations" (20, p. 192). In one situation it may be occupation, in another education, in a third, ethnicity. The labels are applied in the situation in order to explain behavior.(...) In operational terms, situational ethnicity can be observed in the interaction of two or more persons from separate groups in which labels are used to signify the sociocultural differences between them.“ (vgl. Cohen 1978, S. 388-389)

Neben der ethnischen Zugehörigkeit, können bei interethnischen „Begegnung“ auch andere Identitätsmerkmale, wie kultur-, gender- oder berufsspezifische zum Vorschein kommen bzw. vom/von der AkteurIn bewusst hervorgebracht werden.

Ethnien sind also keine zeitlosen, statischen Einheiten, sondern veränderbar und flexibel und erfahren erst zu bestimmten Zeitpunkten, in bestimmten Situationen und Kontexten ihre Ausprägung. Dabei wird auch der historischen Komponente Signifikanz eingeräumt (vgl. Beer 2003, S.55).

Neben den Fremdzuschreibungen stellen wie bereits erwähnt, auch die Selbstwahrnehmungen ein wichtiges, konstituierendes Element einer ethnischen Einheit dar. Der Glaube und somit auch die Überzeugung von einer gemeinsamen Abstammung und spezifischen kulturellen Merkmalen, die von den Mitgliedern einer Ethnie als einzigartig wahrgenommen werden, artikulieren sich in einem „Wir-Gefühl“ (vgl. Beer 2003, S.59). Diese imaginierte Verbundenheit ist essentiell für die Existenz einer Ethnie. Folglich wird das Kollektiv auch von „Außenstehenden“ als eine soziale Einheit wahrgenommen.

Diesbezüglich meint der Anthropologe Francisco Gil-White (2006):

*„it is **the members of an ethn**ie who consider descent and endogamy crucial for identity, and who have charter myths of pure and common origin: ‘...what ultimately matters is not **what is but what people believe is**’.“ (vgl. Gil-White 2006, S.262-263)*

Auch wenn es sich bei den Glaubensvorstellungen um Mystifizierungen über gewisse Gemeinsamkeiten – Abstammung, Herkunft, Kultur – handelt, stellen sie im Endeffekt die Grundlage für die Etablierung, Existenz und den Bestand einer ethnischen Einheit dar. Die Überzeugungen, die den bedingungslosen Glauben an eine Zusammengehörigkeit implizieren, sind bestimmend für die Formierung einer ethnischen Einheit und ihr soziales Verhalten (vgl. Gil-White 2006, S.269).

„It follows that if we can find collections of people who give themselves labels with beliefs attached concerning their cultural distinctiveness, imagined as a product of descent, then ethnies indeed exist.“ (vgl. Gil-White 2006, S.274)

Dementsprechend beruht das Phänomen „Ethnizität“ auf psychologischer Natur. Im

Gegensatz zu „Race“¹¹ und „Nation“ basiert die Existenz einer Ethnie primär auf überzeugten Selbstzuschreibungen, während es sich bei den zwei erst genannten Begriffen um konstruierte Kategorien handelt, die von „außen“ - ersteres von Biologen, zweites von Politikern – auf die Merkmale spezifischer Kollektive hinweisen.

„What this shows is that neither the biologist’s ‘race’ nor the politician’s ‘nation’ require the psychological phenomenon of ‘identity’ as a prior. Ethnies are of a different order of reality than races and nations because, in their case, psychological identity is not only necessary but sufficient for their existence.“ (vgl. Gil-White 2006, S. 275)

Zusammenfassend wird beim konstruktivistischen Ansatz a) die relationale und prozessuale Ebene von Ethnizität studiert, b) besonderes Augenmerk auf die Situation und den Kontext gelegt, die Einfluss auf die interethnischen Interaktionen und die Artikulation bestimmter Identitätsmerkmale haben, c) auf die Flexibilität und Durchlässigkeit ethnischer Grenzen hingewiesen und d) auf Signifikanz der AkteurInnen und ihrer subjektiven Wahrnehmungen und Glaubensvorstellungen aufmerksam gemacht, die für die Existenz einer Ethnie nötig sind.

3.1.1. Ethnizität und Migration

In den 1920er und 30er Jahren wurden von vielen Chicagoer Soziologen bereits zahlreiche Beiträge zu „Ethnizität“ veröffentlicht. Dabei wurden anhand von Integrations- und Assimilationskonzepten die Auswirkungen und Folgen der Migration auf ethnische Einheiten studiert.

Das Interesse an „Ethnizität“ im Zusammenhang mit Migration wurde in der Anthropologie erstmals in den 1940er Jahren von der Manchester School im süd-afrikanischen Cooperbelt initiiert. Dabei wurden die interethnischen Beziehungen zwischen den immigrierten Bauern in die Städte erforscht. Dennoch dauerte es bis in die 1990er Jahre, bis die Ethnizität im Zusammenhang mit Migration anthropologisches Interesse erlangte (Strasser 2011).

Ende des 20. Jahrhunderts lieferten u. A. der skandinavische Sozialanthropologe Thomas Hylland Eriksen (1993) und der britische Sozialanthropologe Marcus Banks (1996) interessante Beiträge zur Ethnizitätsforschung. Auslöser der anthropologischen Teilnahme an der Ethnizitäts-Debatte sahen beide Wissenschaftler in der damals zunehmenden

¹¹ Hier wird der Begriff „race“ bewusst nicht ins Deutsche übersetzt, weil er sich vom deutschen Wort „Rasse“ in Bedeutungsinhalt und Konnotationen unterscheidet.

internationalen Migration, den zahlreich aufkeimenden nationalistischen Bewegungen und Konflikten – besonders in den europäischen Ländern, die sich in rassistischen und nationalistischen Ausschreitungen niederschlugen, begründet (vgl. Strasser 2011, S.35).

Besonders in den rassistisch strukturierten Gesellschaften werden die ethnischen Grenzen zwischen ImmigrantInnen und der Mehrheitsbevölkerung des Aufnahmelandes deutlich. Demnach ist der alltäglich erlebte gesellschaftliche Rassismus der primäre Auslöser für die Herausbildung ethnischer Gemeinschaften (Ha 2000).

Scherr (2000), Ha (2000) und Treibel (2003) beschäftigen sich mit den kausalbedingten Faktoren, die für die Konstellation „ethnischer“ Einheiten bzw. Gemeinschaften bestimmend sind. Die ethnischen Minderheiten stellen dabei die zentralen Ausgangspunkte ihrer Forschungsarbeiten dar.

In Anlehnung an Max Weber's Theorie der Ethnisierung schreibt der Soziologe Albert Scherr (2000) besonders der staatlichen Ausländerpolitik die Etablierung von Selbst- und Fremdethnisierungen zu. Auch die gescheiterten Integrations- und Assimilationserwartungen an die MigrantInnen zählen zu den Gründen ethnischer Vereinigungen.

Die Dominanzgesellschaft erwartet von MigrantInnen sich in jeglicher Form, beispielsweise kulturell anzupassen. Diese und andere Forderungen an die MigrantInnen stehen jedoch im Widerspruch zu gewissen sozialen und gesellschaftlichen Ressourcen, die den MigrantInnen vom Staat nicht zur Verfügung gestellt werden und folglich die Integrations- bzw. Assimilationsmöglichkeiten der MigrantInnen an die Aufnahmegesellschaft erschweren bzw. behindern. Dazu gehören beispielsweise die Zugänge zum Bildungsbereich oder zum Arbeitsmarkt. Limitierende Maßnahmen können auch aufgrund des biologischen oder des sozialen Geschlechts getroffen werden (vgl. Zirfas 2010, S.14).

Weiters ist auch die Haltung der Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den „AusländerInnen“ zu nennen. Während die Forderungen an die MigrantInnen in mannigfaltiger Form auftreten, werden ihre Erwartungen an die Dominanzkultur außer Acht gelassen. Dies zeigt sich unter Anderem in den Abwehrhaltungen bzw. in der Distanz zu MigrantInnen (Treibel 2003).

Um ein friedliches Zusammenleben unterschiedlicher „ethnischer Einheiten“ zu ermöglichen, bedarf es einer gegenseitigen kompromissbereiten Anpassung. Beruht das Verhältnis zwischen MigrantInnen/ethnischen Minderheiten und den „Einheimischen“ nicht auf einem

gegenseitigen Entgegenkommen und gleichberechtigter Reziprozität, kann auch die Erfüllung gewisser Anforderungen - die von beiden Seiten gestellt bzw. gefordert werden - nicht erwartet werden (Treibel 2003).

Die ökonomischen, politischen und rechtlichen Ungleichbehandlungen als auch die interethnische Disharmonie haben eine soziale Distanzierung der MigrantInnen zur Folge, die eine ethnische Segregation und eine strukturelle Spaltung verursachen. MigrantInnen reagieren dann mit Prozessen der Selbstethnisierung, die eventuell auch die Herausbildung ethnischer Gemeinschaften nach sich ziehen kann (Scherr 2000, Treibel 2003).

Außerdem nehmen MigrantInnen aufgrund ihrer Immigration bereits im Vorhinein marginale Positionen innerhalb einer Gesellschaft ein, die zusätzlich eine beschränkte Lebensweise zur Folge haben.

Zusammenfassend bilden diese Faktoren identitätsstiftende Bausteine (Scherr 2000).

Wie sich die Selbstethnisierungen auf die einzelnen Mitglieder der ethnischen Minderheiten auswirken, wird im Ha's Artikel „*Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: eine postkoloniale Perspektive*“ (2000) deutlich. Ha sieht die Prozesse der Selbstethnisierungen lediglich in den Reaktionen auf die Fremdethnisierungen der Aufnahmegesellschaft begründet.

Genauso wie Scherr (2000) ist Ha (2000) der Meinung, dass es besonders die Fremdethnisierungen, aber auch die erschwerten Zugänge zu bestimmten Kapitalien sind, welche die Macht- und Hilflosigkeit der MigrantInnen im Aufnahmeland unterstreichen.

Das einhergehende subjektive Minderwertigkeitsgefühl der MigrantInnen verstärkt meistens das Bedürfnis nach Selbstbehauptung. Der Wunsch nach Zugehörigkeit und Halt wird durch den Zusammenschluss mit „Gleichgesinnten“ imaginiert, der sich in einer ethnischen Aufwertung äußert (Ha 2000).

Somit werden die MigrantInnen durch ihren Zusammenschluss zu aktiven politischen AkteurInnen, die mit einem vereinten Wir-Bewusstsein als Kollektiv stärker gegen gesellschaftliche und soziale Ungerechtigkeiten agieren können.

Im Wechselverhältnis zweier ethnischer Einheiten werden zu einem gegebenen Zeitpunkt nur bestimmte kulturelle Aspekte der jeweiligen Gruppen aktualisiert. Kultur umfasst daher mehr als Ethnizität (vgl. Gingrich 2001, S.105). Die ethnischen Einheiten definieren sich also nicht

„primordialistisch“ durch eine gemeinsame Sprache, Abstammung und/oder Kultur, sondern dynamisch durch bewusste Grenzziehungen.

Die Anwendung konstruktivistischer Ethnizitätskonzepte ist besonders für die kultur- und sozialanthropologische Migrationsforschung relevant, da erst mit deren Hilfe Phänomene wie Assimilation, die Bildung neuer, hybrider Formen und dergleichen analysiert werden können. Um den Unterschied zwischen „Ethnizität“ und „Kultur“ zu präzisieren wird im Folgenden auf Letzteres näher Bezug genommen.

3.2. Kultur

Zu Beginn werden theoretische Konzeptualisierungen von „Kultur“ konstatiert, die in den drei wichtigen Hauptströmungen der Ethnologie - Evolutionismus, Kulturrelativismus und Strukturfunktionalismus – vorherrschend waren.

In der Postmoderne kam es zum Aufbrechen fixer Konzepte und zur Erkenntnis, dass sich alles in einem kontinuierlichen Prozess befinde. Vorangegangene Theorien über Kulturen wurden somit in Frage gestellt, wobei auch die Methoden mehrfacher Kritik unterzogen wurden.

Abschließend werden gegenwärtige Verständnisse von „Kultur“ angeschnitten, die von Globalisierungstheoretikern konzeptualisiert wurden. Hier werden einerseits die Komplexität und andererseits die Schwierigkeiten sichtbar, die sich beim Erfassen des Phänomens Kultur ergeben.

3.2.1. Die fixierten „Kulturkonzepte“

Der Evolutionismus stellte besonders in der Zeit der europäischen Expansion ein vorherrschendes Paradigma dar. Das evolutionäre Stufenmodell ging davon aus, dass die Menschheit und somit alle Gesellschaften und ihre Kulturen unterschiedliche Entwicklungsstadien durchlaufen. Dabei nahmen die außereuropäischen, „primitiven Völker“¹² die unterste Stufe ein, die einen weniger entwickelten menschlichen Zustand propagierte, und die stärkere Natur-Bezogenheit dieser Völker als Indiz hierfür deutete. Die

¹² In den ethnographischen Berichten wurden den außereuropäischen Gesellschaften meisten negativ konnotierte Attribute zugeschrieben. Neben „unterentwickelt“ und „wild“, zählte auch die Eigenschaft „primitiv“ dazu.

Bevölkerung der industrialisierten Länder Europas positionierte sich auf der höchsten Entwicklungsstufe, die Fortschritt, Zivilisation und Kultur bedeutete.

Zu dieser Zeit wurde Kultur mit einem linearen Entwicklungsmodell erklärt. Dieses ließ eine universale Vergleichbarkeit und Hierarchisierung von Gesellschaften und ihren Kulturen zu. Unter den anthropologischen Vertretern der evolutionär geprägten Wissenschaften waren besonders Lewis Henry Morgan (1818-1881) und Sir Edward Burnett Tylor (1832-1917) bekannt.

Die evolutionistischen Kulturkonzepte wurden Anfang des 20. Jahrhunderts von den kulturellrelativistischen Wissenschaftsströmungen abgelöst. Vorreiter und Begründer des Kulturrelativismus war der deutsch-amerikanische Anthropologe Franz Boas (1858-1942), der jede Gesellschaft in sich kulturell und historisch als eine unvergleichbare Einheit bezeichnete. Mit der partikularen Ansicht auf Kulturen stellte er sich gegen die westlich-ethnozentrisch ausgerichteten Modelle und negierte die Gegenüberstellung einzelner Gesellschaften und Kulturen (Eriksen 2001).

„Reacting against the grand evolutionary schemes of Tylor, Morgan and others, Boas took an early stance in favour of a more particularist approach. He argued that each culture had to be understood on its own terms and that it would be scientifically misleading to judge and rank other cultures according to a Western, ethnocentric typology gauging ‚levels of development‘. Accordingly, Boas also promoted historical particularism, the view that all societies or cultures had their own, unique history that could not be reduced to a category in some universalist scheme of development.“ (vgl. Eriksen 2001, S.14)

Öffentliche Anerkennung erlangte der Kulturrelativismus jedoch erst durch Franz Boas' Nachfolgeneration. Seine Schülerinnen Margaret Mead und Ruth Benedict machten mit ihren anthropologischen Beiträgen¹³ in wissenschaftlichen Kreisen auf sich aufmerksam und erreichten damit auch das öffentliche Interesse, welches sie mit ihren Kultur-Konzepten nachhaltig prägten. Beide waren von der kulturellrelativistischen Wissenschaftsströmung ihres Lehrers überzeugt und erweiterten diese.

Als sich in Amerika der Kulturrelativismus etablierte, dominierten in der europäischen Ethnologie der britische Struktur-Funktionalismus und der französische Strukturalismus.

¹³ Die Werke „Patterns of Culture“ (1934) verfasst von Ruth Benedict und „Coming of Age in Samoa“ (1928) verfasst von Margaret Mead zählen heute zu anthropologischen Klassikern.

Die britische Sozialanthropologie wurde besonders von den Anthropologen Bronislaw Malinowski (1884-1942) und A.R. Radcliffe-Brown (1881-1955) geprägt. Malinowski wurde für die präzisen und detailgetreuen Berichte seiner Feldforschungsaufenthalte auf den Trobriand-Inseln bekannt. Für die Erforschung, das Verständnis und Verstehen einer Gesellschaft und deren Kultur betonte er die Signifikanz der teilnehmenden Beobachtung, die vorzugsweise den Spracherwerb und eine Teilhabe am Alltagsleben betreffender Gesellschaft erforderlich machte. Diese Forschungsmethode hat sich in der Disziplin bis heute bewährt und gilt als eine der wichtigsten Voraussetzungen anthropologischer Datengewinnung (vgl. Eriksen 2001, S.15). Malinowski und Radcliffe-Brown waren überzeugt, dass jede Kultur eine in sich strukturierte, systematisch organisierte und integrale Ganzheit darstelle, die sich aus einzelnen Teilen zusammensetzt. Diese Elemente seien funktional miteinander verbunden und würden durch ihr Zusammenwirken die Existenz und Fortdauer des sozialen Systems gewährleisten. In der Nachkriegszeit wurden diese Ansätze aufgrund ihrer ahistorischen Haltung und Verabsolutierung von „Kultur“ kritisiert.

Begründer des französischen Strukturalismus war der französische Anthropologe Lévi-Strauss (1908-2009). Die strukturalistischen Theorien standen dem britischen Struktur-Funktionalismus in folgenden Punkten entgegen: Von einem strukturfunktionalistisch Standpunkt aus stellte Radcliffe-Brown durch Beobachtung gewisser Gesellschaften und deren Kulturen fest, dass Verwandtschaft (kinship) ein Netzwerk von Beziehungen darstelle. Diesen Relationen ordnete er bestimmte Begriffe zu.

Levi-Strauss untersuchte diese Verwandtschaftssysteme innerhalb einer Gesellschaft aus einer eher abstrakteren Perspektive und betonte die Aspekte der übergeordneten Strukturen von Allianzen, die für die Bildung der Abstammungsgruppen verantwortlich sind.

Verwandtschaft (kinship) ist ein „dynamic of exchange“ und ist innerhalb eines Systems eine separate Einheit, die auf bestimmte Strukturen einer Kultur verweist (vgl. Friedman 2000, S.639).

Beide Modelle beschreiben reale Zustände, jedoch: „ *properties of reality are not directly observable since they do not correspond to concrete objects and events.*“ (vgl. Friedman 2000, S.639).

3.2.2. Postmoderne, konstruktivistische „Kulturkonzepte“

AnthropologInnen der Postmoderne ließen von den starren Kulturkonzepten der Moderne ab und betonten vor allem den fließenden, prozessualen und heterogenen Charakter von Kulturen.

Dabei rücken die „erforschten Subjekte“ in den Blickpunkt, da sie als Träger „kultureller“ Merkmale gelten, die im dialogischen Prozess zum Ausdruck kommen. Diese diskurszentrierte Ansicht beschreibt Kultur als ein „unendliches Gespräch“, bei dem kulturelle Symbole anhand der Sprache ausgetauscht werden (Bauman 1999).

Die verstärkte Rücksichtnahme auf die „beobachteten AkteurInnen“ veranlasste außerdem die Hinterfragung der autoritären Position von EthnologInnen, die über erforschte „Kulturen“ schrieben. Infolgedessen bemühten sich Anthropologen wie Clifford Geertz (1926-2006) und James Clifford ihren Kulturbeschreibungen - „writing culture“¹⁴ – von einer gleichgestellten Position zu verfassen, wobei sie unter anderem auf Polyphonie Rücksicht nahmen. Hinzu kamen auch die Wichtigkeit einer selbstkritischen und selbstreflexiven Haltung der AnthropologInnen und die eigene Positionierung im Feld. Außerdem gewann die Signifikanz „dichter Beschreibungen“¹⁵ des Forschungsfeldes an Relevanz.

Ergänzend wiesen beide Anthropologen auf die „partiellen Wahrheiten“ hin, die sich in allen ethnographischen Texten manifestieren. Der Ethnolog selektiert nicht nur die Daten aus seinem generierten Forschungsmaterial, sondern interpretiert diese auch, die er dann in den von ihm konstruierten und daher „fiktiven Wahrheiten“ festhält. Bei den Ethnographien handelt sich also um geschaffene Realitäten, in die unbewusst auch biographische Elemente des Verfassers inkludiert werden und auf eine Art und Weise verfasst werden, die für die Leserschaft nachvollziehbar erscheint (Clifford Geertz 1986).

„... all constructed truths are made possible by powerful „lies“ of exclusion and rethoric. Even the best ethnographic texts – serious, true fictions – are systems, or economies, of truth. Power and history work through them, in ways their authors cannot fully control.“
(vgl. Clifford, Marcus 1986, S.7)

Die amerikanische Anthropologin Abu-Lughod übte scharfe Kritik an dem Werk der vorangegangenen AnthropologInnen, die sie in ihrem Artikel „writing against culture“ (1991)

¹⁴ Das Werk „writing culture - the poetics and politics of ethnography“ wurde 1986 von James Clifford und George E. Marcus herausgegeben und zählt zu den progressivsten Werken der Postmoderne.

¹⁵ Die Methode der dichten Beschreibung wurde von James Clifford Geertz geprägt. Er betonte die Wichtigkeit der präzisen Aufzeichnungen aller beobachtbaren Facetten einer Gesellschaft und ihren kulturellen Merkmalen.

artikulierte. Die Erforschung des Phänomens „Kultur“ - auf die meistens eine schriftliche Dokumentation folgt („writing culture“) – bringt automatisch eine Gegenüberstellung der „eigenen“ und der „anderen“ Kultur mit sich. Diese Erzählungen über andere Kulturen dienen primär als Instrument der eigenen hierarchisch höheren Positionierung, dem Zweck der Selbstdarstellung und –verortung, die eine „separation“ forcieren „that inevitably carry a sense of hierarchy“ (vgl. Abu-Lughod 1991, S.138). Die Ausgrenzungen, die durch das Beschreiben des „Anderen“ erfolgen, würden außerdem bereits vorhandene Machtverhältnisse zwischen dem Westen und den „anderen Ländern“ weiter unterstützen.

„Culture is the essential tool for making other. As a professional discourse that elaborates on the meaning of culture in order to account for, explain, and understand cultural difference, anthropology also helps construct, produce, and maintain it. Anthropological discourse gives cultural difference (and the separation between groups it implies) the air of the self-evident.“ (vgl. Abu-Lughod 1991, S.143)

Spätestens in der anthropologischen Postmoderne ließ man in der Wissenschaftsdisziplin von der Idee ab, Kulturen als territorial fixierbare Einheiten zu betrachten. Die Annahme, Kulturen seien statisch und unveränderbar, wurde obsolet. Dies drückte sich besonders in den diskurszentrierten Ansätzen¹⁶ aus. „Kultur“ wird demnach erst im reziproken Prozess, in den zwischenmenschlichen Interaktionen sichtbar (vgl. Lauser 2004, S.22).

3.2.3. Die Verortung von „Kultur“ in einer globalisierten Welt

Mit der Zunahme globaler Vernetzungen und der räumlichen Mobilität der Menschen rückten auch die Vorstellung und das Verständnis von „Kultur“ in ein anderes Licht. Es folgte eine Reihe an wissenschaftlichen Theorien über das Phänomen „Kultur“, die von Deterritorialisierungs-Konzepten (Giddens 1991 et al.) über Fragen global verzeichnender kultureller Homogenisierungen und/oder Heterogenisierungen (Barber 1995, Ritzer 2004 et al.) bis hin zu Hinweisen auf Glokalisierungsprozesse (Robertson 1992 et al.) und kreolisierte und hybride Kulturen (Appadurai 1990/1998, Hannerz 1996, Ha 2000 et al.) reichten. Einige Theoriekonzepte haben sich entweder bis in die gegenwärtigen Globalisierungsdebatten gehalten, wurden obsolet oder erwiesen sich als ergänzungsbedürftig.

¹⁶ In Bezug auf die diskurszentrierten Ansätze, verweist Andrea Lauser in ihrem Werk *„Ein guter Mann ist harte Arbeit“ – eine ethnographische Studie zur philippinischen Heiratsmigration (2004)* auf folgende WissenschaftlerInnen: Dracklé (1999), Bruner 1986, Rapport (1997) Narayan (1989).

Ulf Hannerz (1996) weist auf den heterogenen Charakter von Kulturen hin und macht auf ihre „Interconnectedness“ aufmerksam, die bereits seit Jahrzehnten besteht und ein globales ineinander verwobenes Netzwerk konstituierte, welches sich kontinuierlich verdichtet.

„...that the image of a cultural mosaic, where each culture would have been a territorial entity with clear, sharp, enduring edges, never really corresponded with realities. There were always interactions, and a diffusion of ideas, habits, and things...“ (vgl. Hannerz 1996, S.18)

Folglich kann das „Lokale“ nicht separat analysiert werden, sondern ist nur in Be(tr)achtung der globalen Prozesse erklärbar. *„... we had come to an understanding that the very constitution of local situations in the guise of communities and societies was only adequately accounted for in terms of a larger set of relations.“* (vgl. Friedman 2000, S.638)

Neben der „interconnectedness“ der Kulturen, die sich nicht nur durch die weltweite Expansion von Technologien und Medien erklären lässt, kann man die reziproken Kultureinflüsse auch auf die steigenden Migrationsbewegungen von Menschengruppen oder Individuen zurückführen. Das Verlassen traditioneller Orte und die Niederlassung in „neue“ Gesellschaften haben eine Entwicklung hybrider Kulturen zur Folge (gehabt). Die Geschichte der „eigenen Gruppe“ wird durch die Präsenz an einem neuen Ort neu bestimmt und definiert dabei „ethnische Projekte“ neu. Es kommt zu einer unmittelbaren Konfrontation zweier verschiedener sozialer Lebenswelten, die eine Vermischung „internalisierter“ Kulturmerkmale und -bedeutungen mit kulturellen Strukturen des Aufnahmelandes bewirkt und sich in der Kombination einer hybriden Kultur niederschlägt (Appadurai 1998).

Hannerz (1996) bezeichnet das „Ergebnis“ dieser Prozesse als hybride Kulturen, die für Appadurai Landschaften von Gruppenidentitäten darstellen, die er in globale ethnische Räume verortet. Demzufolge sind „Kulturen“ nicht territorial fixierbar und haben aufgrund ihres fließenden Charakters verändernde Auswirkungen auf Gemeinschaftsnetzwerke wie Gesellschaften und Nationen (vgl. Appadurai 1998, S.11).

Neben den Auswirkungen der internationalen Migration sind auch die Medien für die Analysen von „Kultur“ wesentlich. Sie spielen im globalen Zeitalter eine wichtige Rolle, da sie ein Repertoire an Symbolen und Bedeutungen darstellen, das starken Einfluss auf das soziale Leben der Menschen, ihre Imaginationen, Verhaltensweisen und Entscheidungen usw. und folglich auch auf ihre „Kultur“ hat (Hannerz 1996).

Media [Anmerk. des Verfassers] „provide (...) large and complex repertoires of images, narratives, and ethnoscapas to viewers throughout the world, in which the world of commodities and the world of news and politics are profoundly mixed.“ (vgl. Appadurai 1996, S.35)

Der Wirkungsradius der Medien reicht bis in die imaginierten Welten der Menschen. Imaginationen beeinflussen, prägen und bestimmen das soziale Leben und Verhalten der Menschen und stellen heute eine soziale Praxis dar, die unter Anderem Auswirkungen auf kulturelle Prozesse haben (vgl. Jones 2010, S.212).

Auch Benedict Anderson (1983) akzentuiert die Bedeutungen und die Wirkungsmacht von Imaginationen. Dabei nennt er das soziale Konstrukt „Nation“, die eine „imaginierte Gesellschaft“ darstellt und Landschaften kollektiver Hoffnungen, Gemeinsamkeiten usw. schafft. Vor allem die technologischen Veränderungen haben eine globale Expansion von Massenmedien bewirkt und die Imaginationen der Menschen auf eine prägende Art und Weise intensiviert.

Für die kulturelle Analyse schlägt Ulf Hannerz sein Theoriekonzept „habitats of meaning“ (1996) vor, ein Komplex, welcher unter Anderem vergangene Ereignisse, kontinuierlich konstituierende und kulturelle Zeichen mit ein schließt, die einer individuellen Internalisierung zur Verfügung stehen. Demzufolge generiert das Individuum seine Identität aus unterschiedlichen „habitats of meaning“, die sich in kollektiven Symbolen nach außen im Handeln, Verhalten, sozialen Interaktionen und die Entscheidungen eines Menschen repräsentiert. Hier spiegeln sich gleichzeitig auch gesellschaftliche Gegebenheiten wieder (Vertovec 2001).

„Habitats of meaning“ – wobei es individuelle und kollektive gibt – können mit anderen Habitats unterschiedlicher Menschen zum Teil, ganz oder auch nicht kollidieren. Die Überschneidungen bewirken kulturelle Prozesse, die sich in hybriden Kulturformen manifestieren und dabei einzigartigen Charakteren ergeben (vgl. Hannerz 1996, S.22f).

„In the global ecumene, some people may indeed share much the same habitats of meaning, but these can also become quite idiosyncratic (...) ...the idea of culture in the singular, encompassing the entire more or less organized diversity of ideas and expressions, may become more important than it has been, as we explore the way humanity inhabits the global ecumene.“(vgl. Hannerz 1996, S.23)

Zusammenfassend geht man heute davon aus, dass Kulturen nicht mehr als statische oder homogene, sondern heterogene und durchlässige „Konstrukte“ betrachtet werden können und einem permanenten, prozessualen Wandel unterliegen. Der permanente Entwicklungsprozess wird von Transformationen begleitet.

Wie sich eine „Kultur“ konstituiert, ist situationsabhängig und wird erst in sozialen Interaktionen - die nicht durch die physische Gegenwart der InterakteurInnen bestimmt sein müssen – erkenntlich. Gegebene Kontexte sind von zahlreichen Technologien und Medien durchdrungen, denen man bei der Analyse der heutigen „Kulturen“ ebenfalls Platz einräumen muss. Kulturen sind demnach „Produkte“ bzw. Ergebnisse der Interaktionen zwischen dem Lokalen und dem Globalen und durch ihre situierte, inkorporierte Dimension gekennzeichnet. Auch das Individuum, das sich im reziproken Verhältnis zu seiner Umwelt konstituiert, ist dem „Fluss“ permanenter Bewegungen und somit auch gewissen Wandelprozessen ausgesetzt. Mit den Veränderungen sozio-kultureller und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, re-konstituieren sich auch die Identitäten immer wieder. Das Erfassen personaler als auch kollektiver Identitäten stellt daher eine analytische Herausforderung dar. Für das Verständnis zeitgenössischer Identitätskonstruktionen bedarf es eines geschichtlichen Rückblicks auf die Entwicklung der Identitätsforschung, die im Folgenden ausführlich behandelt wird.

3.3. Identität

Identität leitet sich vom Lateinischen „idem“ ab und bedeutet „Derselbe, Dasselbe“.

Die Wissenschaft um Identität war ab den 1960er Jahren ein zentraler Forschungsbereich der Psychologie und Psychoanalyse und wurde durch die Psychologen Erik Homburger Erikson (1902 – 1994) und George Herbert Mead bekannt. Die Erforschung des Phänomens fand in den darauf folgenden Jahren Eintritt in weitere geisteswissenschaftliche Disziplinen, die sich mit der Thematik theoretisch und praktisch auseinandersetzten. Folglich ist heute eine Bandbreite von Definitionen und Betrachtungsweisen von Identität vorhanden und kann unterschiedlich je nach Wissenschaftsausrichtung und Schwerpunktsetzung verstanden werden.¹⁷

¹⁷ Bei „Identität“ handelt es sich um ein interdisziplinär studiertes Phänomen. Während Psychologen die Selbstzuschreibungen als zentralen Forschungsgegenstand ansehen, inkludieren andere Geisteswissenschaften wie die Philosophen und Sozialanthropologen auch den Aspekt des Fremden, das für das Eigene bestimmend ist. Die pädagogische Herangehensweise analysiert die Entwicklungsmöglichkeiten von Identität. Die Relevanz der sozialen Vorraussetzungen, die für die Beschaffenheit einer Identität essentiell sind, stellen die analytischen Schwerpunkte der Sozialwissenschaften dar, während in den Kulturwissenschaften die symbolischen und machtspezifischen Strukturen, die im Zusammenhang mit individuellen Identitätsmustern und Lebenslagen stehen, vordergründlich sind. Disziplinbedingt überschneiden oder ergänzen sich diese

Auch innerhalb der kultur- und sozialanthropologischen Disziplin divergieren die analytischen Herangehensweisen an das Phänomen. Im Folgenden wird der Unterschied zwischen kollektiven und personalen Identitäten und ihre theoretische Ausarbeitungen dargestellt. Die Aufarbeitung kollektiver Identitäten wird zu Beginn anhand der Beschreibung der nationalen und kulturellen Identität umrissen. Anschließend folgt eine Einführung in die Studien person-zentrierter Identitäten, wobei den postmodernen Identitätskonzepten besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Abschließend erfolgt eine genauere Darstellung transnationaler Identität, die zu migrations-spezifischen Identitätskonzepten zählt.

3.3.1. Kollektive Identitäten

Bei kollektiven Identitäten handelt es sich um „Einheiten“, die sich beispielsweise in kulturellen, ethnischen oder nationalen Identitäten ausdrücken. Dabei wird besonders von essentialistischen Identitätskonzeptionen ausgegangen, die eine klare Trennung zu anderen Entitäten ermöglicht.

Kollektive Identitäten sind besonders durch zwei wesentliche Merkmale gekennzeichnet. Es handelt sich dabei einerseits um die „commonality“ (die *Gleichheit*), die aus der Zusammensetzung gemeinsamer Attribute eines Kollektivs resultiert, und andererseits die „connectedness“ (*Verbundenheit*), ein Netzwerk von Relationen, welches von bestimmten Menschen, die sich als eine Einheit betrachtet, zusammen gehalten wird (vgl. Cooper Brubaker 2000, S.20).

Die Vereinigung dieser beiden Elemente begreift Charles Tilly als die Konstellation einer solidaren Gruppeneinheit, die er mit „Groupness“ titulierte. Baumann erweitert diese Konstellation jedoch mit dem Faktor der „Zusammengehörigkeit“. Die Trinität *Gleichheit*, *Verbundenheit* und das Gefühl der „Zusammengehörigkeit“ sind seiner Meinung nach für die Existenz einer „Groupness“ grundlegend. Wie stark sich die Mitglieder eines Kollektivs als eine Gruppe identifizieren, ist jedoch vom Grad und der Intensität von *Gleichheit* und *Verbundenheit* abhängig; jedoch sind die kontext- und situationsbedingten Faktoren für die Zusammengehörigkeit ebenfalls bestimmend (ebd.).

verschiedenen Ansätze zu Identität. Sie können aber auch verknüpft werden oder in Opposition zueinander stehen (Zirfas 2010, S.9).

Die *Verbundenheit* innerhalb einer Einheit stellt für die nationale Identität eines Kollektivs jedoch keine Voraussetzung dar. Grundlegende Bedingungen für die Identifikation mit einer spezifischen Nation sind die emotionsgeladene, imaginierte *Gleichheit* und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Mitglieder eines Kollektivs vereinheitlicht (ebd.).

Anderson bezeichnet solche Einheiten als „imagined communities“ und schreibt diesbezüglich ebenso wie Appadurai besonders den Imaginationen eine stark präzente Rolle zu, die aufgrund rezenter Massenmedien mittlerweile einen festen Bestandteil sozialer Realitäten darstellen (Appadurai 1996).¹⁸

3.3.1.1. Nationale Identitäten

Das ideelle Wir-Bewusstsein, dass eine nationale Identität determiniert, ist nicht a priori Grund gegeben, sondern historisch produziert und Ergebnis politischer Bemühungen, die sich in den „identity politics“ niederschlagen (vgl. Brubaker & Cooper 2000, S.29).

„The state is (thus) a powerful „identifier“, not because it can create „identities“ in the strong sense – in general, it cannot – but because it has the material and symbolic resources to impose the categories, classificatory schemes, and modes of social counting and accounting with which bureaucrats judges, teachers, and doctors must work and to which non-state actors must refer.“ (vgl. Brubaker & Cooper 2000, S.16)

Autoritäre Institutionen wie der moderne Nationalstaat verfügen über eine Bandbreite materieller und symbolischer Ressourcen, die dem staatlichen Apparat die Macht und Kontrolle einräumen, Menschen zu klassifizieren und Teile ihrer Identitäten zu schaffen. Dabei wird dem Individuum ein „classificatory grid“ auferlegt, der den Einzelnen innerhalb einer Gesellschaft in Bezug auf Gender, Religion, „ethnische Zugehörigkeit“ und Bildung usw. kennzeichnet, die mit einer strukturellen Ordnung innerhalb eines Systems einhergeht. Individuen werden dabei schrittweise und meistens auf eine subtile Art und Weise einer Einheit zugeordnet.

Weitere politische Maßnahmen, die eine einheitliche „Identification“ einer heterogenen Masse von Menschen forcieren, sind unter Anderem die Einführung von heute mittlerweile selbstverständlichen Dokumenten, die das Individuum markieren und identifizierbar machen. Dabei handelt es sich um „Identity markers“ wie Reisepässe, Fingerabdrücke, Passfotos

¹⁸ Die Bedeutung der Imaginationen in den sozialen Realitäten der Menschen wurde bereits im Kapitel 3.2.3. *Die Verortung von „Kultur“ in einer globalisierten Welt* genauer umrissen.

oder Unterschriften der einzelnen Personen. Bourdieu klassifiziert diesen Ordnungsprozess als eine Art Monopolisierung legitimer symbolischer Kraft, die zur Kategorisierung von Menschen und Festschreibung ihrer Identitäten führt (vgl. Brubaker & Cooper 2000, S.15f).

Demzufolge liegt die Entwicklung nationaler Identitäten in den Ambitionen der „Identity politics“ begründet. Dabei ist der Hinweis auf gemeinsame Wesensmerkmale zentral, welcher die Kontinuität und Stabilität eines Kollektivs sichern, und sich in der gemeinsamen Sprache, spezifischen Traditionen und den einhergehenden Normen und Werten und dem Weltbild der Gruppe wiedergeben. Diese Ähnlichkeiten, die eine Gruppe von Menschen zu einer homogenen Einheit konstituiert - wobei interne Differenzen minimiert werden - werden einerseits zu einem Abgrenzungsmerkmal von ihrer sozialen Umwelt und bewirken andererseits den Zusammenhalt untereinander. Der dabei erzielte Gemeinschaftssinn ermöglicht dann die Organisation und Mobilisierung kollektiver Aktionen (Brubaker & Cooper 2000, S.34).

Bei Beschreibung nationaler Identitäten werden starke Identitätskonzeptionen herangezogen, wobei aufgrund ihres essentialistischen Charakters auch Antagonismen deutlich werden, die eine Gruppeneinheit von einer „anderen“ unterscheiden. Identitäten scheinen dabei schicksalhafte Gegebenheiten zu sein (vgl. Brubaker & Cooper 2000, S.10).

3.3.1.2. Kulturelle Identitäten

Für die Etablierung kultureller Identitäten sind ihre „Präsenzen“, die vergangene Ereignisse und Prozesse repräsentieren, wesentlich. Die Beschreibung, Repräsentation und Positionierung kultureller Identitäten sind also nur in Anbetracht der historischen Komponenten möglich. Demnach handelt es sich bei einer kulturellen Identität nicht um eine homogene Kategorie, sondern um akkumulierte Erfahrungsprozesse, die von historischen Diskontinuitäten und Brüchen gekennzeichnet ist (Hall 2000).

Ähnliche Behauptung stellt der Politologe Kien Nghi Ha (2000) auf, der im Bezug auf kulturelle Identitäten ebenfalls dem historischen Aspekt eine zentrale Rolle zuschreibt. Er sieht die Menschen selbst in der Geschichte situiert. Dabei positioniert er den Menschen, unabhängig von seinen getroffenen Entscheidungen und Tätigkeiten, in einem sich permanent konstituierenden sozialen und kulturellen Kontext, in dem er gewissen Gesetzen,

Zwängen und gesellschaftlichen Erwartungen ausgesetzt ist. Demzufolge nehmen die kulturellen Identitäten eine bereits prädestinierte gesellschaftliche Position ein.

Zusammenfassend handelt es sich bei kulturellen Identitäten um geschichtlich geprägte Konstrukte, die abstrakt betrachtet auch eine Projektionsflächen vergangener und rezenter politischer und gesellschaftlicher Ereignisse sind (Ha 2000). So wie die Gesellschaft, unterliegen demnach auch die kulturellen Identitäten einem kontinuierlichen Wandel. Hall bezeichnet diesen Werdeprozess kultureller Identitäten als eine fortwährende Wiedererzählung „of becoming as well as of being“ (vgl. Hall 1990, S.225).

Kollektive Identitäten sind hauptsächlich durch essentialistische Ausrichtungen bestimmt. Bei nationaler und kultureller Identität sind die Fremdzuschreibungen wesentlich, die sich dann ab einem gewissen Grad und Intensität auf die Selbstwahrnehmungen der Menschen auswirken. Kollektiven Identitäten sind Entitäten, die durch ihre „zugeteilte“ imaginierte *Gleichheit* bzw. Ähnlichkeit, *Verbundenheit* und ein Zusammengehörigkeitsgefühl definiert werden und stellen gleichzeitig „Produkte“ vergangener Ereignisse dar.

3.3.2. Die personale Identität

Bei Studien der personalen Identität stehen das persönliche, soziale „Selbst“ und seine psychische Einzigartigkeit im Zentrum. Der Begründer des personenzentrierten Identitätskonzeptes war in den 1960er Jahren der Psychoanalytiker Erikson, der sich mit der lebenslangen Identitätsentwicklung eines Menschen beschäftigte. Auch für Mead war die Etablierung und Konstitution der personalen Identität zentral, jedoch betonte er die sozialen Bindungen eines Individuums, die für die Etablierung subjektbezogener Identitätsmerkmale grundlegend sind.

Eriksons psychosoziale Identitätstheorie wurde auch als Ich-Identität bekannt. Seine Studien bezogen sich auf das Innenleben des individuellen Selbst und der lebenslangen Entwicklung der Identität eines Individuums. Aufbauend auf der Freud'schen Psychoanalyse, betonte Erikson die psychosozialen und psychohistorischen Dimensionen, die er als essentielle Bausteine der individuellen Persönlichkeitsentwicklung identifizierte.

Anhand seines selbst entwickelten Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung ist die Gesamtidentität eines Individuums erfassbar. Dabei teilte er den menschlichen Lebenszyklus in 8 psychosoziale Entwicklungsstadien, in denen ein Individuum jeweils spezifische Aufgaben überwinden muss, um den Konflikten in den darauf folgenden Lebensphasen gerecht zu werden.¹⁹

Geleitet vom symbolischen Interaktionismus, sah Mead die Konstruktion von Identitäten in den biologischen psychosozialen, als auch in den gesellschaftlichen Prozessen begründet, die sich in den persönlichen und gesellschaftlichen Interaktionssituationen niederschlagen (Noack 2010).

„Beide Aspekte von Identität zusammengenommen offenbaren nach Erikson (1988: 18), warum das Problem der Identität so schwer zu fassen sei, „denn wir haben es mit einem Prozeß zu tun, der im Kern des Individuums ‚lokalisiert‘ ist und doch auch im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur, ein Prozeß, der faktisch die Identität dieser beiden Identitäten begründet.“ (vgl. Noack 2010, S.47)

Die zahlreichen persönlichen und gesellschaftlichen Interaktionssituationen, die keine physische Begegnung verlangen sondern auch - besonders im Zeitalter der Globalisierung - in virtuellen Räumen stattfinden, bieten dem Menschen eine Reihe an Identifikationsmöglichkeiten an. Bestimmt durch die Situation oder den Kontext, kommen in den zwischenmenschlichen Kommunikationssituationen aber nur einzelne Elemente der vollständigen Identität eines Individuums zum Vorschein, die sich in den Handlungen und Reaktionen des Einzelnen manifestieren. Erfahrungen, die dabei mit sich selbst und der Umgebung, dem sozialen Milieu gemacht werden, veranlassen einen ständigen Transformierungsprozess der Identität (Brubaker & Cooper 2000).

„In modern settings, which multiply interactions with others not personally known, such occasions for identification are particularly abundant. They include innumerable situations of everyday life as well as more formal and official contexts. How one identifies oneself – and how one is identified by others – may vary greatly from context to context; self- and other-identification are fundamentally situational and contextual.“ (vgl. Brubaker & Cooper 2000, S.14)

¹⁹ In vielen zeitgenössischen Identitätsstudien werden diese Konfrontationen als Identitätskrisen bezeichnet, die Phasen im menschlichen Lebenszyklus darstellen.

3.3.2.1. Postmoderne Identitätskonzepte

Im Zeitalter der Migration (Miller & Castles 2003) wurden in den letzten Jahrzehnten vermehrt Fragen über die postmodernen Identitäten und ihre Konstruktionen aufgeworfen.

Verschiebungen und Brüche sozialer und gesellschaftlicher Bedingungen verlangten ein Überdenken alter identitätsspezifischer Theoriekonzepte und erforderte das Überdenken vorherrschender Verständnisse von Zugehörigkeiten und Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden (vgl. Zirfas 2010, S.10).

3.3.2.2. Die Individualisierung von Identitäten

Zu postmodernen Identitäten zählen die Wahlbiographien. Dabei handelt es sich um Subjekte, denen „das Recht auf Individualität“ (Ha 2000) zusteht und die für ihre eigene Konstruktion, die personelle Eigengestaltung und Zusammensetzung ihrer eigenen Identität verantwortlich sind.

Neben der partiellen Übernahme vorgegebener Identitäten, Rollenmuster oder unterschiedlicher Wertesysteme stehen dem Individuum auch unterschiedliche Formen der Zugehörigkeit, der Selbstrepräsentation und Kulturvielfalt zur Auswahl. Dies hat permanente Individualisierungsprozesse zur Folge. Auch die sozialen und gesellschaftlichen Interaktionssituationen sind für das Leben des postmodernen Subjekts bestimmend (Bauman 2001).

*„Individualisation consists in transforming human 'identity' from a 'given' to a 'task', and charging the actors with the responsibility for performing that task and for the consequences (and also the side effects) of their performance. (...) No more does one's place in society come as a, wanted or unwanted, gift. (...) Needing to **become** what one is is the feature of modern living. (...) Modernity replaces the **determination** of social standing with a compulsive and obligatory **self-determination**.“* (vgl. Bauman 2001, S.124)

In manchen Fällen ergeben die Wahlmöglichkeiten für die Entwicklung der eigenen Identität aber nur im Theoretischen einen Sinn, da es manchen Individuen für die praktische Umsetzung an spezifischen beispielsweise sozialen und kulturellen Kapitalien und/oder Zugängen zu ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen fehlt.

Die Formierung der Identitäten steht demnach im engen Zusammenhang mit gesellschaftlichen bzw. staatlichen Bedingungen, die sich dann auf Entscheidungen des

Einzelnen, ihren Bewegungsraum auswirken und dabei gleichzeitig die soziale Position innerhalb einer Gesellschaft bestimmen (Scherr 2000).²⁰

3.3.2.3. Narrative Identitäten

Bei narrativen Identitäten handelt es sich um Selbstreflexionen der erzählenden Subjekte. Anhand von Geschichten erzählen sie über sich selbst, beschreiben und rekonstruieren ihre Identitäten. Die Aufforderung, gewisse Lebensabschnitte wiederzugeben, geht automatisch mit einer Selbsteinschätzung, Selbstethnisierung einher, wobei auch eine persönliche soziale Positionierung des/der Erzählenden passiert.

Dabei rekurriert der/die Erzählende auf die Vergangenheit, von der aus die biographie-spezifischen Erzählungen stattfinden. Eine vollständige Rekonstruktion vergangener Ereignisse stellt jedoch eine Unmöglichkeit dar, da es sich bei den Erzählungen um die Sichtweise bzw. den Standpunkt des/der Erzählenden handelt, der lediglich Teilaspekte seiner Identität preisgibt. Diese ist aber auch nur als vorläufig zu verstehen, da sie in anderen Situationen bereits in veränderter Form auftreten kann (Ha 2000).

In den biographischen Wiedergaben werden also nur Bruchstücke der Vergangenheit vermittelt, die fiktive und reale Anteile beinhalten.

Zusätzlich bestimmen auch andere Faktoren den Inhalt der selbstbezogenen Geschichten. Neben der Selbstwahrnehmung und wie sich der/die Erzählende repräsentieren will, beeinflusst auch sein/ihr momentaner Gemütszustand den Inhalt seiner/ihrer Erzählungen. Die Situation und der Kontext, aber auch die Sprache sind bei der Interpretation der erzählten Geschichten zu beachten.

3.4. „Die Transnationalisierung von Identitäten“

Das Überschreiten nationalstaatlichen Grenzen und somit kultureller Räume bewirkt die Vermischung verschiedener kultureller Elemente und die hybriden Identitäten der MigrantInnen. MigrantInnen, die durch ihre langfristige räumliche Mobilität gekennzeichnet sind, haben die Möglichkeit, sich einzelne Elemente verschiedener Kulturen anzueignen und sich zu unterschiedlichen Orten verbunden zu fühlen, die sich dann in komplexen

²⁰ Auswirkungen dieser Restriktionen geben sich in Selbstethnisierungen wieder. Siehe dazu Kapitel 3.1.1. *Ethnizität und Migration*.

Zugehörigkeiten und multiplen Loyalitäten wiedergeben. Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bedingungen des Aufnahmelandes und ihrer „Kultur“ fällt unterschiedlich aus und wirkt sich, wie bereits oben angeführt wurde, auf die Identitätskonstruktion und somit auch auf das Weltverständnis der MigrantInnen aus.

Diese hybriden Lebensformen (Hannerz 1996) sind durch ihren Facettenreichtum charakterisiert.²¹

Es findet eine Transnationalisierung von Identitäten statt. MigrationswissenschaftlerInnen bezeichnen diese AkteurInnen als TransmigrantInnen²², die sich besonders durch ihre multiplen Identitäten, mehrfachen Zugehörigkeiten und ihre transnationalen Aktivitäten charakterisieren (Vertovec 2001).

3.4.1. Die Identitäten von TransmigrantInnen

Mit dem sozialen Profil eines/einer MigrantIn konnotierte man damals das „Aufgeben“ und Verlassen seines/ihres Heimatlandes und die einhergehende Konfrontation mit einem „neuem Milieu“. Diese Meinung veranlasste viele MigrationsforscherInnen dazu, jene Menschen als „Opfer der Entwurzelung“ zu bezeichnen.

Den „Entwurzelten“ wurden negative Merkmale zugeschrieben, die sich in der Öffentlichkeit in pejorative Stereotypisierungen artikulierten. Verantwortlich für diese destruktiven Konnotationen waren unter anderem politische Ansprüche des Aufnahmelandes an die MigrantInnen, die sich beispielsweise im Unterbinden der Beziehungen und Loyalitäten zum Heimatland niederschlug. Jene die sich gegen diese Forderungen „auflehnten“ oder diesen nicht gerecht wurden, galten als widerwillige MigrantInnen, die eine vollkommene Integration und Assimilierung an die Dominanzkultur ablehnten (vgl. Schiller et al. 1995).²³

Der „transnational turn“ veränderte jedoch die damals vorherrschenden negativen Sichtweisen auf die MigrantInnen. Sie wurden nicht mehr an die Ränder der Gesellschaften, sondern als aktive Menschen inmitten der Sozialstruktur verortet. Ihre Aktivität zeigte sich unter anderem in ihren transnationalen sozialen Beziehungen und Tätigkeiten.

²¹ Für eine genauere thematische Ausarbeitung hybrider Kulturen, die eine Zusammensetzung verschiedener „habitats of meanings“ darstellen, siehe Kapitel 3.2.3. *Die Verortung von „Kultur“ in einer globalisierten Welt.*

²² Spätestens nach der Wahrnehmung der transnationalen Aktivitäten von MigrantInnen bevorzugten die WissenschaftlerInnen die Begriffsanwendung „TransmigrantInnen“, da diese die Prozesshaftigkeit und permanente Konstituierung von Identitäten verdeutlicht.

²³ Schiller et al. (1995) bezogen sich dabei auf die US-amerikanische Migrationspolitik der 1920er Jahre.

Die Zunahme der transnationalen Studien ließ von Begriffen wie „uprooted“ oder „MigrantIn“ ab. Stattdessen wurde die Bezeichnung „TransmigrantIn“ bevorzugt verwendet, da dieser Begriff auf die transnationalen sozialen Kontexte der agierenden MigrantInnen hinweist, die sich in den Prozessen und Dynamiken transnationaler Netzwerke wiedergeben.

TransmigrantInnen haben multiple Identitäten, die sich durch eine Internalisierung unterschiedlicher Kulturelemente aus den verschiedenen Gesellschaften, in denen sie „zu Hause“ sind, ergeben. Sie leben „zwischen“ zwei Kulturen, können sich mit jener der Aufnahmegesellschaft identifizieren und sich zur gleichen Zeit von dieser total unterscheiden. Sie stellen ein Konglomerat ineinander verwobener Geschichten und Kulturen dar und zeichnen sich meistens durch ihre Mehrsprachigkeit aus.

*„They are people who belong to more than one world, speak more than one language (literally and metaphorically), inhabit more than one identity, have more than one home; who have learned to negotiate and translate **between** cultures, and who, because they are irrevocably the product of several interlocking histories and cultures, have learned to live with, and indeed to speak from, **difference**. They speak from the 'in-between' of different cultures, always unsettling the assumptions of one culture from the perspective of another, and thus finding ways of being both **the same as** and at the same time **different from** the others amongst whom they live.“* (vgl. Stuart Hall 2008, S.273)

TransmigrantInnen haben meistens eine starke Bindung zu ihrem Heimatort, wobei sich die Aufrechterhaltung bestimmter Traditionen unterschiedlich äußert. Im Bezug zu ihrer „Heimat“ identifizieren sie sich weniger mit einem geographisch fixierten Ort, sondern mehr mit sozialen Bindungen und Beziehungen, die sie zu bestimmten Menschen in ihrem Herkunftsland oder in der globalen Diaspora haben. Dabei handelt es sich beispielsweise um Familienmitglieder, Freunde usw., mit denen sie über vielfältige technologische Bewegungs- oder Kommunikationsverbindungen wie dem Flugzeug, dem Telefon oder dem Internet in einem transnationalen sozialen Raum vernetzt sind.²⁴

Die transnationalen sozialen Räume lassen sich territorial nicht fixieren, sondern erstrecken sich über mindestens zwei Nationalstaaten bzw. Lokalitäten. Die Konstitution dieser Räume wird durch die transnationalen sozialen Aktivitäten der MigrantInnen geschaffen, da sie mit ihren Tätigkeiten ihre Herkunftsgesellschaft mit der Aufnahmegesellschaft in Verbindung bringen (Vertovec 2001).

²⁴ Arbeiten über den Transnationalismus haben unterschiedliche Bezeichnungen für den transnationalen sozialen Raum hervorgebracht: Nach Glick Schiller werden die transnationalen Aktivitäten in einem „transnationalen sozialen Feld“ ausgehandelt (Glick Schiller et al. 1992b). Laut Pries handelt es sich um einen „transnational social space“ (Pries 1996), der bei Levitt „transnational village“ (Levitt 2001) und bei Appadurai „translocality“ (Appadurai 1996) tituliert wird.

Aus feministischer Perspektive verweist die Anthropologin Strasser dabei auf einen integrativen Identitäts-Ansatz. Dieser besagt, dass ein Individuum, dessen Identität sich aus multiplen Elementen zusammensetzt, je nach Situation und Kontext auch in sich widersprüchliche Subjektpositionen einnehmen kann (Krist & Wolfsberger 2009).

Im Gegensatz zu den akademischen Wissenschaften, werden im öffentlichen Bereich nach wie vor Begriffe wie „MigrantIn“ oder gleichgesetzte Ausdrücke wie „AusländerIn“ und/oder „der/die Fremde/r“ verwendet. Dabei wird auf ihre Positionen der „Nicht-staatsangehörigkeit“ hingewiesen, die eine imaginäre Trennlinie zwischen den ImmigrantInnen und den Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft schaffen und sich in negativen Assoziationen und Fremdethnisierungen niederschlagen (E. Strasser 2009).

3.5. Typen von TransmigrantInnen

Für die Unterscheidung nahmen WissenschaftlerInnen Kategorisierungen der transnationalen sozialen Formationen vor, die auf die unterschiedlichen Typen von TransmigrantInnen aufmerksam machen. Die Anwendung von Kategorisierungen bedeutet aber auch, dass reale Gegebenheiten vereinfacht werden. In der Realität sind Überschneidungen dieser Modelle möglich.

Folgender Abschnitt bezieht sich auf die Typologisierung transnationaler sozialer Formationen.

Für das Verständnis der TransmigrantInnen, ihrer transnationalen sozialen Formationen und Aktivitäten muss sowohl die Mobilität als auch das Phänomen Lokalität ins Auge gefasst werden.²⁵

„Mobility ends in the development of specific transnational forms after or during migration, but in order to become transnational, migrants must touch down somewhere.“ (vgl.

Dahinden 2010, S.69)

²⁵ Die Akzentuierung beider Dimensionen resultiert aus der kritischen Haltung gegenüber vielen zeitgenössischen Migrationsstudien, bei denen die Berücksichtigung beider Dimensionen meistens nicht gegeben ist. Hier wird der Fokus entweder nur auf den Aspekt der Mobilität oder auf den der Lokalität gelegt (Dahinden 2010).

Der Mobilitäts-Faktor beschreibt nicht nur die Bewegungen während und nach der Migration, sondern bedingt auch die Etablierung transnationaler Formationen. Dabei spielt die Niederlassung auch eine zentrale Rolle, da spezifische Lokalitäten die Bedingungen, Möglichkeiten und Beschränkungen zu gewissen Ressourcen bestimmen, jene die für die Entwicklung transnationaler Formen und die Bewegungsfreiheit im transnationalen sozialen Raum essentiell sind (Dahinden 2010).

Fehlt einem/einer MigrantIn beispielsweise die Aufenthaltserlaubnis in einem Land, kann er/sie zwar ein ethnisches Bewusstsein entwickeln, aber aufgrund fehlender sozialer Kapitalien bestimmte Möglichkeiten - wie in transnationalen Felder agieren - nicht wahrnehmen. Der Niederlassung und der lokale Kontext dienen also als Grundlage für transnationale Praktiken und Formen, die dann auch die Bewegungsraum eines/einer TransmigrantIn bestimmen.²⁶

Die Kategorisierung der TransmigrantInnen in vier unterschiedliche Idealtypen zeigt auf, dass die Formen der Mobilität und Lokalität je nach Aktivität eines/einer MigrantIn variieren.

Dahinden unterscheidet folgende Typen von MigrantInnen: a) *„localized diasporic transnational formations“* - lokale Diasporas die transnationale Formationen bilden; b) *„localised mobile transnational formations“* - lokalisierte, mobile transnationale Formationen; c) *„transnational mobiles“* - transnational mobile MigrantInnen und d) *„transnational outsiders“* - transnationale Außenseiter.

Im folgende werden die *„localised mobile transnational formations“*, also die lokalisierten, mobilen transnationalen Formationen, näher beleuchtet.

3.5.1. „localised mobile transnational formations“

Die lokalisierten, mobilen transnationalen Formationen (*„localized mobile transnational formations“*) setzen sich aus mehreren Elementen der Mobilität und der Sesshaftigkeit im Aufnahme- und Herkunftsland (*„sedentary“*) zusammen. Beide Dimensionen sind „gleichstark“ ausgeprägt und bestimmen diesen Transmigrant-Typus (Dahinden 2010).

²⁶ Für eine genauere Ausführung der Wichtigkeit des Nationalstaates für TransmigrantInnen siehe Kapitel 6.2.4 *Der Transnationalismus und die Bedeutung des Nationalstaates*.

Die lokale Verankerung bzw. die Sesshaftigkeit im Aufnahmeland manifestiert sich meistens in der Familiengründung, dem Wohnsitz und dem Beruf, während die Sesshaftigkeit im Herkunftsland keine permanente physische Anwesenheit verlangt, sich aber oft in finanziell ersparten Investitionen wie dem Häuserbau, Kirchenbau im Herkunftsland ausdrückt.

Die Lokalitäten, in denen die TransmigrantInnen sesshaft sind, stellen auch die Ressource zur Verfügung, die transnationale Projekte wie Häuserbau, Kirchenbau oder Geschäfte etc. überhaupt erst existenzfähig machen (ebd.).

Der Zugang und die Nutzung gewisser Ressourcen bedingen die Sesshaftigkeit im Aufnahmeland, in dem meistens das benötigte start-up Kapital akkumuliert wird.

Die stark ausgeprägte Mobilität der TransmigrantInnen manifestiert sich in den regelmäßigen Hin- und Herreisen zwischen Herkunftsland und Aufnahmeland (in dem sie arbeiten, vorwiegend leben/wohnen und daher lokal verankert sind) und stellt im Gegensatz zu den anderen oben angeführten Idealtypen eine wichtige Komponente der Kategorie *„localized mobile transnational formations“* dar. Die TransmigrantInnen reisen regelmäßig in ihr Herkunftsland, um entweder familiären Pflichten, lokalen Geschäften nachzugehen oder einfach, um ihren Urlaub dort zu verbringen (ebd.).

„Generally speaking, they are immigrants who maintain ties with their countries of origin, making home and host society a single arena for social action by moving back and forth international borders.“ (vgl. Dahinden 2010, S.55)

Mit den transnationalen sozialen Beziehungen und den zusammenhängenden sozialen Aktivitäten wird ein transnationales soziales Feld geschaffen, das sowohl das „neue“ als auch das „alte“ Zuhause, und somit zwei unterschiedliche Lokalitäten zusammenführt. Die Gleichzeitigkeit der Mobilität und der Lokalität, die sich in zwei geographisch unterschiedlichen Räumen niederschlagen und transnationale Netzwerke bedingen, sind für die *„localized mobile transnational formations“* charakteristisch.

Das familiäre Prinzip stellt das soziale Kapital der *„localized mobile transnational formations“* dar. Dieses drückt sich in der Solidarität und der Reziprozität der TransmigrantInnen aus (Dahinden 2010).

Bei der Entwicklung der Kategorie der *„localized mobile transnational formations“* konzentriert sich Dahinden auf die GastarbeiterInnen, die nach dem 2.WK mit der Hoffnung auf Arbeit und eventuell persönlichen ökonomischen Aufstieg in die europäischen Länder

reisten. Die Kategorie schließt aber auch die 2. Generation von MigrantInnen (auch jene ohne Migrationserfahrungen) mit ein (ebd.).

Faist, der ebenfalls eine Klassifikation der TransmigrantInnen vornahm, konzentrierte sich auf die kollektiven Formationen von TransmigrantInnen. Er kategorisierte diese in a) „*transnational kinship groups*“, b) „*transnational circuits*“ und c) „*transnational communities*“. Die kollektiven Formationen in transnationalen sozialen Räumen stellen den Mittelpunkt seiner Forschungen dar. Signifikante Ressourcen, die für die Etablierung dieser kollektiven Einheiten wichtig sind, sieht er in der Reziprozität, dem Austausch (exchange) und der Solidarität begründet, die in den sozialen Beziehungen von TransmigrantInnen wichtige Formen bzw. Haltungen der Verbundenheit darstellen und je nach „Durchführung“ unterschiedliche Folgen davon tragen. Diese Aspekte kommen bei Dahinden ebenfalls im zweiten Idealtypus zum Vorschein (ebd.).

Dahinden (2010) kritisiert die Faist'sche Theorie, da er in seinen Studien den prozessualen Dimensionen Mobilität und Lokalität in den transnationalen sozialen Formationen und Räumen keine Aufmerksamkeit schenkt.

Hinsichtlich der oben präsentierten Definitionen muss man sich der Tatsache bewusst sein, dass es sich dabei um vereinfachte und reduzierte Beschreibungen handelt. Die Typologisierungen von MigrantInnen dienen lediglich als theoretische Anhaltspunkte, beschreiben jedoch nicht die Komplexität eines/einer MigrantIn, die sich in der Realität einzigartig gestaltet.

Außerdem konstituieren sich die transnationalen sozialen Aktivitäten der TransmigrantInnen unterschiedlich und variieren beispielsweise je nach Intensität, Dichte, Dauer und Bestand der transnationalen Praktiken und Beziehungen. Bei den transnationalen sozialen Aktivitäten und Handlungen handelt es sich also nicht um dauerhafte Tätigkeiten, sondern um solche, die sich im Laufe der Zeit auch verändern können. Diese Bedingungen führen dann dazu, dass der/die AkteurIn in eine andere „Kategorie“ von TransmigrantIn fällt (Dahinden 2010).

3.5.2. Transnationalen sozialen Beziehungen

Die materielle Infrastruktur (Pries 1996), die sich aus rezenten Telekommunikations- und Transportsystemen zusammensetzt, haben die transnationalen sozialen Beziehungen nicht

ermöglicht, sondern unterstützt.

In Bezug auf MigrantInnen haben die erweiterten Transportmöglichkeiten die menschlichen Fortbewegungen über große geographische Distanzen hinweg beschleunigt und machen heute beispielsweise das „Reisen“ zurück ins Heimatland leichter. Kontakte, Beziehungen und Verbindungen zu weit entfernten Verwandten, Freunden oder Bekannten werden durch Nutzung innovativer Kommunikationstechnologien aufrechterhalten – angefangen beim Fax bis hin zum Telefon, dem Internet, den Satelliten usw. Die technologischen Innovationen und ihre Nutzung haben zur Verdichtung und Stabilisierung transnationaler sozialer Interaktionen und Aktivitäten geführt, die mit der Intensivierung globaler „interconnectedness“ einhergeht (Vertovec 2008).

„Indeed, transnationalism (as long-distance networks) certainly preceded 'the nation'. Yet today these systems of ties, interactions, exchange and mobility function intensively and in real time while being spread throughout the world. New technologies, especially involving telecommunications, serve to connect such networks with increasing speed and efficiency. Transnationalism describes a condition in which, despite great distances and notwithstanding the presence of international borders (...), certain kinds of relationships have been globally intensified and now take place paradoxically in a planet-spanning yet common – however virtual – arena of activity.“ (vgl. Vertovec 2008, S.3)

Die Realität zeigt, dass die transnationalen sozialen Beziehungen sehr unterschiedlich sind. Neue Verkehrs- und Kommunikationsmittel haben neue Formen der Kombination von Mobilität und Sesshaftigkeit hervorgebracht.

3.5.3. Transnationale soziale Formationen

Transnationale Prozesse haben in den letzten Dekaden auch zu Transformationen sozialer Beziehungen geführt und eine Entwicklung neuer Relationsformen zwischen Menschen zur Folge. Dabei veränderte sich auch das Verständnis von Raum und Zeit (Pries 1996).

Transnationale soziale Formationen sind Netzwerke, die sich unterschiedlich strukturieren. Die verschiedenen - sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen - Beziehungen, werden mit der Benutzung neuer Technologien intensiviert. Die Netzwerke schaffen keine neuen soziale Muster, verstärken jedoch bereits existierende (Vertovec 2008).

Zu transnationalen sozialen Formationen zählen auch Diaspora-Gemeinschaften.

Nicht nur der lokale Kontext der Aufnahmegesellschaft, sondern auch die lokalen Kontexte, Gegebenheiten und historischen Ereignisse des Herkunftslandes führten zur Etablierung von Diaspora-Gemeinschaften. So waren lokale Umstände, wie die Armut auf den Philippinen ausschlaggebend dafür, dass die MigrantInnen im Aufnahmeland zu Gründungen von NGOs motiviert wurden.

Die Filipinos und Filipinas in Wien haben in den vergangenen Jahren in Österreich philippinische Vereine mit unterschiedlichen Zielsetzungen gegründet.²⁷

3.5.4. Transnationalen sozialen Aktivitäten

Demzufolge sind TransmigrantInnen an zwei verschiedenen Lokalitäten gleichzeitig präsent. Zu den transnationalen sozialen Aktivitäten gehören z. B. die Remittances, das Bauen von Häusern, die Unterstützung bestimmter Projekte im Herkunftsland, aber auch die Kettenmigrationen von Familienmitgliedern, die über MigrantInnen oder von beteiligten Nationalstaaten aus organisiert werden.

Diese Prozesse haben Einfluss auf lokale bzw. nationale Strukturen des Aufnahme- und Herkunftslandes (Dahinden 2010).²⁸

3.5.4.1. Remittances

Die Praktiken der Geldrücküberweisungen (Remittances) haben sich als einer der wichtigsten transnationalen sozialen Aktivitäten erwiesen. Ihre positiven Folgen sind nicht zuletzt auf persönlicher (verwandtschaftlicher) Ebene sichtbar, sondern schlagen sich insgesamt positiv auf die wirtschaftlichen und somit auf die nationalen Situationen der involvierten Lokalitäten in den „sending“ und „receiving countries“ nieder.

„Transnational connections have considerable economic, socio-cultural and political impacts on migrants, their families and collective groups, and the dual (or more!) localities

²⁷ Die PNA-A (Philippines Nurses Association-Austria) ist beispielsweise eine philippinische Non-Profit-Organisation in Wien. Sie definiert sich unter anderem durch transnationale soziale Aktivitäten wie der Finanzierung von Hilfsprojekten. So wird eine Verbindung zwischen dem Aufnahmeland Österreich und dem Herkunftsland Philippinen hergestellt.

²⁸ Die Wichtigkeit der Lokalitäten wird bei der Analyse der transnationalen sozialen Aktivitäten deutlich. Dazu siehe Kapitel 6.2.4. *Der Transnationalismus und die Bedeutung des Nationalstaates.*

in which they variably dwell. The economic impacts of transnational migrant communities are extensive. The most significant form of this is to be found in the massive flow of remittances that migrants send to the families and communities in the sending countries“
(vgl. Vertovec 2001, S.575)

Remittances generieren auch Muster ökonomischer Abhängigkeiten. Demnach sind heute viele Entwicklungsländer und ihre Wirtschaft von den Remittances ihrer EmigrantInnen abhängig, da sie sich diese beispielsweise auf den Philippinen viel profitabler und gewinnbringender erweisen als Exporte, Entwicklungshilfe oder der Tourismus.

Die Geldrücküberweisungen können als Akt des Helfens angesehen werden, da sie nicht nur die Familien im Herkunftsland finanziell unterstützen, sondern auch die ökonomische Situation im ganzen Land verbessern. Die finanzielle Unterstützung drückt sich beispielsweise in der Förderung spezifischer Ausbildungsmöglichkeiten aus, die im Idealfall den Erwerb professionell ausgebildeter Menschen zur Folge haben.

Die Remittances der MigrantInnen stellen somit eine transnationale soziale Aktivität dar, die den Akt des „Helfens“ in sich birgt. Das Helfen drückt sich in solidarischen Aktionen aus und bewirkt unter anderem eine Stärkung der sozialen Beziehungen.

4. Das Konzept Solidarität

Laut Durkheim basieren gesellschaftliche Zusammenhänge auf dem Prinzip der Solidarität. Mit Solidarität ist das Zusammengehörigkeitsgefühl bzw. der Gemeinsinn gemeint, welcher sich aufgrund der unterschiedlichen Beschaffenheiten von sozialen Beziehungen und je nach sozialem Milieu auf unterschiedliche Art und Weise ausdrückt. Diesbezüglich nimmt Durkheim eine theoretische Unterscheidung zwischen „mechanischer“ und „organischer“ Solidarität vor, die in der sozialen Wirklichkeit natürlich auch in kombinierter, vermischter Form auftreten kann (Jürgens 2006).

Verwandtschaftliche Beziehungen basieren auf der „mechanischen Solidarität“, die sich im Kollektivbewusstsein ausdrückt. Hier werden Entscheidungen eines Individuums in Berücksichtigung der kollektiven Bedürfnisse einer Einheit, beispielsweise der eigenen Familie, getroffen wobei die eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund rücken. Mit anderen

Worten, das Individuum stellt seine eigenen Bedürfnisse und Entscheidungen hinter jene des Kollektivs.

Diese Haltung der Verbundenheit drückt sich nach Durkheim in der Identifizierung mit einem Kollektiv und einem geringen Ich-Bewusstsein des Individuums aus (Müller 2006).

Empirische Studien haben diese Form des Solidaritätsprinzips vor allem in den sozialen Beziehungen der Filipinos erkenntlich gemacht.

Im Gegensatz dazu steht die „organische Solidarität“, die sich in einem stark ausgeprägten Ich-Bewusstsein und einer individuell ausgerichteten Lebensführung ausdrückt. Besonders in den modernen Gesellschaften dominiert diese menschliche Lebensweise. Hier stehen die individuellen Ziele und deren Verwirklichungen vor der Befriedigung kollektiver Bedürfnisse (Perlinger 2006).

Diese Form der Solidarität ist in den österreichischen Beziehungen sichtbar.

Im Zusammenhang mit der Migration erfährt das Gefühl der Solidarität eine Transformation. Aufgrund der geographische Distanz, die eine Migration mit sich bringt, greifen die MigrantInnen besonders auf verschiedene rezente Kommunikationstechnologien zurück, um Kontakte und Beziehungen im Heimatland aufrecht zu erhalten. Die fundamentalen andersartigen Einstellungen des Aufnahmelandes zur Solidarität spielen für die eigene Vorstellung von Solidarität ebenfalls eine wichtige Rolle.

Im empirischen Teil der Arbeit wird in Anlehnung an Durkheim's Theoriekonzept der „Solidarität“ die Konstitution der sozialen Beziehungen meiner Informantinnen und die Transformation des Solidaritätsprinzips aufgezeigt.

5. Die Bedeutung der Sprache

Malinowski und Boas meinten, dass die Sprache ein wichtiges Element darstelle, um Gesellschaften und Kulturen zu verstehen. Beide postulierten, dass der Erwerb der indigenen bzw. lokalen Sprache für die empirischen Forschungsarbeiten obligatorisch sei. Nur mit den erforderlichen Sprachkenntnissen sei es möglich, die lokalen Interpretationen aus Sicht der indigenen Gesellschaft zu erfassen und zu verstehen. Denn in der Sprache spiegelt sich die Wahrnehmung der „Wirklichkeit“ der Menschen wider.

In diesem Zusammenhang steht die linguistisch-relativistische Sapir-Whorf Hypothese, die nach dem Tod der beiden Linguisten Edward Sapir (1884-1939) und seinem Schüler Benjamin Lee Whorf (1897-1941) aufgestellt wurde und postum zugeschrieben wurde. Die Hypothese besagt, dass ein Zusammenhang zwischen der Sprache und der Konstituierung von Realitäten und des Weltbildes besteht. (Eriksen 2001).

Das bedeutet beispielsweise, dass sich die Vorstellung und die Sichtweise auf die Welt eines Hopi Indianers - aufgrund seiner Sprache – vom westlichen Weltverständnis unterscheidet.

„Consistent with a radical cultural relativism, the hypothesis implies that, for example, Hopi Indians see and perceive the world in a fundamentally different way from Westerners, due to differences in the structure of their respective languages. (Eriksen 2001, S.14)

5.1. Das symbolische Kapital Sprache

In der gesellschaftlichen Sozialisation erwirbt ein Individuum das Wissen und die Anwendung der Sprache. Die Sprache dient als ein wichtiges Instrument, das eine Verbindung zwischen zwei Individuen herstellt. Dabei findet ein verbaler Austausch verschiedener kultureller, sozialer Codes statt, die gleichzeitig gesellschaftliche oder/und soziale Organisationsstrukturen reflektieren. Diese Prozesse wirken sich auf die Handlungen der Interagierenden und ihre Identitäten aus.

Ein Mensch kann sich im Laufe seines Lebens verschiedene Formen von Kapitalien aneignen, die untereinander verhandel- und austauschbar sind. Bourdieu ordnet die Sprache bzw. die Sprachkenntnisse eines Individuums den symbolischen Kapitalien zu (Rehbein 2006).

Der Besitz sprachlichen Kapitals bestimmt unter Anderem auch die Positionierung des Individuums in einer Gesellschaft. Ist man im Besitz vieler symbolischer Kapitalien, ist auch die Möglichkeit größer, eine prestigeträchtige Position innerhalb einer Gesellschaft einzunehmen. Der Status eines Individuums wird also unter Anderen auch durch seine Sprachkenntnisse bestimmt. In diesem Zusammenhang wird die Sprache mit dem Kapital Macht in Verbindung gebracht (ebd.).

"Die Sprache, mit der über die soziale Welt gesprochen wird, ordnet Menschen, Ereignisse und Eigenschaften sozial ein, definiert damit die Gestalt der sozialen Welt. (...) Der herrschenden Sprache zufolge sind die Herrschenden zur Ausübung von Herrschaft berechtigt. Und zur Herrschaft gehört die Ausübung symbolischer Gewalt. Diese Möglichkeit bezeichnet Bourdieu als symbolische Macht. (...) Die Legitimität - also schlicht und einfach die anerkannte Bekleidung einer sozialen Position oder Verfügung über Kapital - bildet eine spezifische Form von Kapital, das symbolische Kapital." (vgl. Rehbein 2006, S.191f)

Daher ist das Erlernen der lokalen Sprache für viele MigrantInnen wichtig. Die Aneignung und Vermehrung des sprachlichen Kapitals macht nicht nur eine strukturelle Assimilierung und einhergehende soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft möglich, sondern hat auch eine Erweiterung des Artikulations- und Bewegungsraumes der MigrantInnen zur Folge, so wie den Ausbau und die Erweiterung des eigenen sozialen Netzwerkes. Außerdem wird die Zugänglichkeit zu bestimmten gesellschaftlichen, kulturellen, ökonomischen und politischen Ressourcen einfacher. Dazu zählt beispielsweise auch der Zugang zum einheimischen Arbeitsmarkt (Esser 2000).

5.2. Die Standardisierung der englischen Sprache

Die globale Vernetzung brachte auch Standardisierungs-Prozesse in verschiedenen Lebensbereichen der Menschen mit sich. Mit dem Voranschreiten der Globalisierung kam es beispielsweise zur „Standardisierung“ von Bildungssystemen, aber auch von Sprachen. Der Radius der englischen Sprachanwendung hat sich in den letzten Dekaden auf viele Länder ausgeweitet. Sie gehört heute zu den meist verwendeten Sprachen der Welt. Auch in vielen 3. Welt-Ländern, wie den Philippinen, wird das Englische im Alltag in großem Umfang genutzt. In den Schulen die nach dem amerikanischen System organisiert sind, wird auf Englisch unterrichtet.

6. Migration allgemein

Die räumliche Mobilität von Menschen zeigt sich in lang- oder kurzfristigen, dauerhaften, temporären oder oszillierenden Migrationen aus bestimmten geographischen und sozialen Räumen. Diese Wanderungen werden aus verschiedenen Motiven heraus praktiziert.

Ein Grund für die Migrationsbewegungen vieler Menschen stellt die Suche nach Arbeit dar. Die UNESCO definiert den/die ArbeitsmigrantIn als *“a person who is to be engaged, is engaged or has been engaged in a remunerated activity in a State of which he or she is not a national.”*²⁹

Die internationalen Migrationsbewegungen stellen aber keine neuen Erscheinungen dar, sondern sind in allen historischen Epochen vertreten. Sie stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit der Entwicklung einer Gesellschaft (Josef Ehmer 2011).

Der folgende Abschnitt ist ein historischer Rückblick auf die Entwicklung der anthropologischen Migrationsforschung und soll das Verständnis rezenter kultur- und sozialanthropologischer Ansätze im Bereich der Migration und des Transnationalismus nachvollziehbar machen.

6.1. Die Migrationsforschung in der Kultur- und Sozialanthropologie

Als das Phänomen Migration bereits die Forschungsstudien der anglo-amerikanischen Sozialanthropologie und anderer Disziplinen prägte, wurde dieser Themenbereiches in der deutschsprachigen Kultur und Sozialanthropologie erst in den 1980er Jahre „offiziell“ akzeptiert (Strasser 2011).

Obwohl sich das Thema Migration erst später als eine anthropologische Subdisziplin etablierte, konnte man bereits Mitte des 20. Jahrhunderts das anthropologische Interesse an Migration und den mit diesen zusammenhängenden Phänomenen in vereinzelt anthropologischen Studien erkennen.

In den 1940er Jahren standen beispielsweise die Migrationsvorgänge und –prozesse der Bauern/Bäuerinnen im Zentrum der Peasant Studies. Durch die Migration in neue kulturelle und gesellschaftliche Kontexte waren diese einem Kulturwandel ausgesetzt, der von den ForscherInnen untersucht wurde (ebd.).

Die Manchester School wurde in den Jahren zwischen 1940 und 1950 für ihre Forschungsstudien im südafrikanischen Cooperbelt bekannt. Es wurden die verwandtschaftlichen, ökonomischen und religiösen Interaktionen erforscht, die von

²⁹ URL: http://www.unesco.org/most/migration/mwc_part1.htm (letzter Zugriff am 24.09.2012)

MigrantInnen über ethnische Grenzen hinweg praktiziert wurden. Hier stellten die Netzwerkanalysen ein effizientes Methodeninstrument dar, das bis heute für die Stadtforschung und transnationale Studien Verwendung findet (vgl. Strasser 2011, S.33).

Bis in die 1980er Jahre galt jedoch die Konzentration der anthropologischen Wissenschaftsforschung primär den Studien nicht-westlicher Gesellschaften, deren Zusammensetzung und Gegenüberstellungen mit anderen „Kulturen“ vordergründlich waren. Diese Forschungsausrichtungen waren von funktionalistischen und strukturalistischen Ansätzen und dem „sedentary bias“³⁰ geprägt. Der vorherrschende Fokus ging mit einem Desinteresse am Wandel von Bewegung und Prozessen einher, die auf globaler als auch auf lokaler Ebene passierten. Ein weiteres Hindernis war der methodologische Nationalismus, der als selbstverständlicher Bezugsrahmen für soziale Forschungen in Betracht gezogen wurde (Armbruster 2009).

Im Gegensatz zur Kultur- und Sozialanthropologie setzten sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts die WissenschaftlerInnen der amerikanischen Soziologie mit den Teilaspekten wie der Integrationsproblematik von MigrantInnen auseinander.

*„Ausgehend vom Einfluss der **Chicagoer Soziologie** der 1920er- und 1930er-Jahre um Robert Park wurden in den USA soziologische und anthropologische Untersuchungen zu Effekten der Migration durchgeführt. Das Interesse galt den Prozessen des Kontakts und Fragen von Kontinuität und Veränderungen von als ethnisch different gefassten Gruppen der Stadt.“* (vgl. Strasser 2011, S.35)

Mit der Zunahme der internationalen Migration und den einhergehenden globalen und lokalen Veränderungen, die sich in den gesellschaftlich kulturellen und sozialen Prozessen niederschlugen, wurden unter Anderem auch die transnationalen Aspekte immer sichtbarer. In den 1980er Jahren kam es zum wissenschaftlichen Einschluss des Themenbereiches „Migration“ in die Kultur- und Sozialanthropologie.

Die Migrationsstudien der 1990er Jahre waren vom „*transnational turn*“ (Schiller et al. 1995) geprägt, der einen Perspektivenwechsel, und somit eine neue und gleichzeitig ergänzende Sichtweise auf die verschiedenen Formen der Migrationsbewegungen und MigrantInnen bedeutete.

³⁰ Mit dem „sedentary bias“ ist die disziplinäre Neigung zu einem territorial fixiertes Identitäts- und Kulturverständnis gemeint.

6.2. Der Transnationalismus

Frühere Migrationsstudien konzentrierten sich primär auf Konzeptualisierungen unidirektionaler Migrationsbewegungen³¹, die anhand des Integrationsparadigmas erforscht wurden. Diese Studien ließen lediglich die „uprootedness“, Integrations- bzw. Assimilationsunfähigkeit und darauf folgenden negativen Stereotypisierungen von MigrantInnen zu.³² Die einseitigen Forschungen – geprägt vom methodologischen Nationalismus - beschränkten sich lediglich auf die Prozesse innerhalb des nationalen Containers.

Mit dem Konzept Transnationalismus wurde das Erfassen grenzüberschreitender komplexer Dynamiken von Migration möglich. Auch die Erforschung transnationaler sozialer Aktivitäten der MigrantInnen war nun Teil migrationspezifischer Forschungsstudien.

Wegen der vergangenen Migrationsstudien, die sich durch ihre unilineare Ausrichtung auszeichneten, fehlen heute Materialien, die sich für einen Vergleich zwischen rezenten und damaligen transnationalen sozialen Beziehungen und Formationen eignen würden. Wie „neu“ die heutigen transnationalen sozialen Netzwerke sind und sich von den damaligen unterscheiden, ist aufgrund der fehlenden Studien nur beschränkt möglich. Ein „neuer“ Aspekt der gegenwärtigen transnationalen sozialen Beziehungen ist sicherlich die enorme Präsenz innovativer Technologien, die von vielen TransmigrantInnen genutzt werden, um Beziehungen über nationalstaatliche Grenzen aufrecht zu erhalten. Dies bewirkte nicht nur eine Stabilisierung transnationaler Arrangements, sondern auch deren Beschleunigung, Verdichtung und Intensivierung.³³

6.2.1. Kritik am Transnationalismus

Die vermehrte Konzentration auf transnationale Arrangements implizierte auch kritische Stellungnahmen, die den Transnationalismus als „neues Phänomen“ negierten. Vertovec (2008) meinte, dass bereits vor der akademischen, wissenschaftlichen Anerkennung des Phänomens, transnationale Aspekte im Zusammenhang mit der

³¹ Die Migrationsbewegungen der Menschen wurden als ein einseitiger Prozess betrachtet.

³² Nähere Ausführung über das damalige Profil der MigrantInnen, siehe Kapitel 3.4.1. *Die Identitäten von TransmigrantInnen*.

³³ Nähere Ausführung über die Nutzung innovativer Kommunikationstechnologien siehe Kapitel 3.5.2. *Transnationale soziale Beziehungen*.

internationalen Migration von Bestand waren, diese jedoch aufgrund der damals beschränkten wissenschaftlichen Sichtweisen nicht beleuchtet wurden. Die emotionale Bindungen, die MigrantInnen zu ihren Familienmitgliedern und engen Freunden über nationalstaatliche Grenzen hinweg pflegten, existierten bereits in mannigfaltigen Formationen, was in den Migrationsforschungen jedoch wenig Anklang fand.

Auch Mintz (1998) bezeichnete den Hype um den „Transnationalismus“ als übertrieben und meint, dass die historischen Ereignisse genau betrachtet werden müssen. Denn deren Analyse würde zeigen, dass bereits vor Jahrhunderten transnationale, globale Verbindungen zwischen Ökonomien existieren und daher Behauptungen über „die Neuheit“ transnationaler Ereignisse und Beziehungen nicht berechtigt sind.

Auch Eric Wolf machte in seinem Werk „Europe and the People without history“ (1982) auf die sich bereits im 15. Jahrhundert entwickelnden transnationalen ökonomischen Vernetzungen von Mikrowirtschaften und auf die globalen Ökonomien aufmerksam. (vgl. Strasser 2011).

6.2.2. Exkurs: Globalisierung und Weltsystem-Theorien

Der amerikanische Soziologie Emanuel Wallerstein führt die Etablierung des heutigen Weltsystems auf das 15. Jahrhundert zurück. Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Weltsystem dient unter anderem dem Verständnis der internationalen Beziehungen und umfasst einen *„(...) geographisch breiteren und zeitlich längerfristigen Rahmen wobei er (...) die Ursachen der kapitalistischen Expansion erklärt, als auch – wie die Dependenztheoretiker – ihre Folgen“* (vgl. Nölke 2010, S.346).

Die Etablierung des heute bestehenden globalen Netzwerkes ging mit der Inkorporation der „neuen Welt“ ab dem Jahre 1492 in das europäische Weltsystem einher.

Demzufolge ist der länderübergreifende wirtschaftliche Wettbewerb keine Neuerscheinung, sondern bereits damals vor 500 Jahren - jedoch nicht im heutigen Ausmaß - vorhanden gewesen (Wallerstein 2001).

Mit der endlosen Anhäufung von Kapitalien, die mit der Zeit global expandierte, wurden auch andere Prozesse in Gang gesetzt, die sich als typische Merkmale des kapitalistischen Weltsystems bezeichnen lassen. Wirtschaftliche Interessen wie die Gewinnmaximierung und

Senkung der Produktionskosten bewirkten eine Auslagerung der Produktionsstätten in Billiglohnländer und hatten auch steigende Migrationsbewegungen vieler Menschen zur Folge, die sich mit der Auswanderung bessere Lebensbedingungen erhofften. Das Interesse an der Kapitalanhäufung stand/steht nicht nur im Interesse der KapitalistInnen, sondern bestimmt auch das Leben der Menschen aller sozialer Klassen.

„capitalism has been a magnificently successful system in i's own terms. It has achieved what it set out to achieve, what was this enormous expansion of accumulated capital (...)"
(vgl. Wallerstein³⁴)

Die freie Bewegung des Kapitals und die der Güter datiert Wallerstein bereits zurück auf das 15. Jahrhundert. Auch die gegenwärtigen globalen Prozesse, wie der konstante Anstieg und die Beschleunigung von Informationen und des Transports bezeichnet Wallerstein nicht als Neuerscheinungen, sondern lediglich als Transformationen (vgl. Wallerstein 2001).

Andre Gunder Frank und Gills kritisierten Wallersteins Weltsystemtheorie. Sie schreiben dem Aufstieg Europas und dem Westen zwar eine historisch signifikante Bedeutung zu, sind aber überzeugt davon, dass das Weltsystem bereits eine 5000 Jahre währende Geschichte hat. Wallerstein's Behauptung, das moderne Weltsystem würde erst seit 500 Jahren existieren, liegt in seiner eurozentrischen Sichtweise begründet. Dem stellen Frank und Gills ihre humanzentrierte („humanocentric“) Perspektive entgegen. Die Kapitalanhäufung als das grundlegende Merkmal des modernen Weltsystems kann nicht als ein neues Phänomen bezeichnet werden, welches sich mit der europäischen Expansion nach 1492 global ausbreitete. Die Anhäufung von Kapitalien und die Interdependenzen verschiedener Länder sind bereits seit mehreren Millenia global gegeben (Frank & Gills 1993).

6.2.3. Transnational studies

Die transnational studies sahen im Transnationalismus ein analytisches Werkzeug. Sie legten besonders viel Wert auf empirisch fundierte Studien sozialer Formationen (Vertovec 2008).

³⁴ Interview mit Emanuel Wallerstein auf youtube.com URL: <http://www.youtube.com/watch?v=oxs8R12vOcl&feature=related>

Zur Etablierung der transnationalen Studien trugen vor allem die empirischen Forschungsarbeiten der U.S.-amerikanischen Anthropologinnen Nina Glick-Schiller, Linda Basch und Christina Szanton Blanc (1992/1995) bei. Im Artikel „*From immigrant to transmigrant: theorizing transnational migration*“ (1995) stellen sie ihre empirischen Forschungsarbeiten über karibische und philippinische TransmigrantInnen vor. Dabei stehen thematisch die Entwicklungen und Formationen transnationaler sozialer Beziehungen, die besonders auf Verwandtschaftsbeziehungen („networks of kin“) basieren, im Vordergrund.³⁵

Das Forschungsinteresse galt den TransmigrantInnen und ihrer „*interconnectedness*“³⁶, den Etablierungen transnational sozialer Räume und in ihr stattfindenden sozialen Aktivitäten. Diese grenzüberschreitenden Prozesse hatten auch Veränderungen der Identitäten von MigrantInnen zur Folge, die nun mit multilokalen Zugehörigkeiten in Verbindung gebracht wurden (Strasser 2011).

Mit den Untersuchungen transnationaler Phänomene erfolgte eine wesentliche Neuorientierung in der Migrationsforschung. Auch die kultur- und sozialanthropologische Disziplin wandte sich an die Erforschung transnationaler sozialer Räume, die sich über geographische, kulturelle und politische Grenzen hinweg konstituieren. Dabei standen besonders die im Zusammenhang stehenden transnationalen sozialen Prozesse, sowie die transnationalen sozialen Beziehungen und die in Verbindung stehenden familiären Netzwerke im anthropologischen Forschungsinteresse (ebd.).

6.2.4. Der Transnationalismus und die Bedeutung des Nationalstaates

Der transnational turn hatte auch eine Veränderung bzw. Erweiterung der Sichtweisen auf den Nationalstaat zur Folge. Es rückten andere Wichtigkeiten und Stärken des sozialen Konstruktes in den Mittelpunkt (Vertovec 2008).

³⁵ Der Artikel „*From immigrant to transmigrant: theorizing transnational migration*“ (Schiller et. al 1995) stellt auch die empirischen Forschungsarbeiten von Takaki (1989) und Pido (1986) vor, die neben den Entwicklungen transnationaler Beziehungen auch die Assimilation, Integration und Zugehörigkeit der asiatischen Gemeinschaften im Ausland - primär in den USA – fokussieren. Die Forschungsergebnisse stellen die Verbindungen der ImmigrantInnen aus den Philippinen, Korea und China zu ihrem Heimatland vor, wobei auch auf die Veränderungen der lokalen Landschaften (z.B. Errichtung der sogenannten „dollar houses“) und die Transformationen lokaler Werte im Herkunftsland näher eingegangen wird.

³⁶ Den Begriff „Interconnectedness“ habe ich aus dem aus dem Artikel „*Globalization – the key concepts*“ (2007) von Thomas Hylland Eriksen übernommen.

Die internationale Migration bewirkte eine Veränderung der sozio-regulierenden Kapazitäten eines Nationalstaates. Soziale, ökonomische und politische Prozesse gingen über nationalstaatliche Grenzen hinaus, und spielten auf inter-, intra- und transnationaler Ebene ab.

Diese Ereignisse bewegten viele WissenschaftlerInnen dazu, von einer Destabilisierung der nationalstaatlichen Grenzen und einem funktionalen Bedeutungsverlust des Nationalstaates auszugehen. Beobachtungen lieferten jedoch Argumente gegen diese Behauptungen bzw. Annahmen (Dahinden 2010).

Die Ausführung bestimmter transnationaler Arrangements und die Verwirklichung transnationaler Lebensentwürfe sind von lokalen und kontextuellen Bedingungen abhängig. Hier nimmt der Nationalstaat mit seinen sozialen, politischen, ökonomischen und/oder rechtlichen Bedingungen eine zentrale Rolle ein, die entweder Möglichkeiten oder Beschränkungen gewisser Aktivitäten bestimmen. Auch die individuellen Subjektpositionen, wie das soziale oder biologische Geschlecht, die sexuelle Ausrichtung, die Glaubensbekenntnis oder/und die Ausbildung zählen zu jenen Faktoren, die über den Zugang und die Nutzung spezifischer Ressourcen entscheiden (ebd.).

Die Durchführung von Geldrücküberweisungen bedingt die Zusammenarbeit von mindestens zwei Nationalstaaten. Bei den Remittances handelt es sich um „disembedding“-Prozesse, die sich auf die lokalen bzw. nationalen, als auch transnationalen Ebenen auswirken. So haben die Geldrücküberweisungen der philippinischen EmmigrantInnen unter Anderem einen wirtschaftlichen Aufschwung bzw. eine ökonomische Verbesserung der philippinischen nationalstaatlichen Situation bewirkt (Schiller et al. 1995).

Zusätzlich beziehen sich viele MigrantInnen im Zusammenhang mit Identifikationen und Zugehörigkeiten auf ihre nationale Herkunft. Somit stellt der Nationalstaat für die Bestimmung von Identitäten einen wichtigen Bezugspunkt dar. Der Nationalstaat verliert also nicht an Signifikanz, sondern erfährt einen Bedeutungswechsel und somit eine kategorische Erweiterung.

6.2.4.1. Der deterritorialisierte Nationalstaat – „the imagined community“

Folglich definiert sich der postkoloniale Nationalstaat nicht mehr durch seine räumliche Gebundenheit und seine geographischen Grenzen. Er stellt heute einen sozialen, imaginierten Raum dar, der in den Wissenschaften als der „deterritorialisierter“ Nationalstaat bezeichnet wird. In diesem Sinne spricht Benedict Anderson von „*imagined communities*“. Wie sich der postkoloniale Nationalstaat und seine „Deterritorialität“ konstituiert, soll kurz anhand eines Aspekts des philippinischen Nationalstaates aufgezeigt werden.

Philippinische TransmigrantInnen nehmen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle ein. Beispielsweise wurde im Jahr 1973 unter Marco's Regime ein Programm für „Balikbayans“ („homecomers“) entwickelt. Dieses Programm forderte die „overseas workers“ dazu auf, in ihr Heimatland zu investieren. Diese Investitionen sollten sich in Urlaubsreisen nach Hause, Förderung transnationaler Import-Export Geschäfte und/oder Lobbyingarbeit für Hilfsprogramme auf den Philippinen etc. niederschlagen. Dabei wurde die Hilfe der philippinischen EmigrantInnen als eine Selbstverständlichkeit propagiert.

Philippinische Politiker reisten vor den Wahlen in den Philippinen auch in die Länder, wo ihre „Landsleute“ residierten, um deren Stimmen für sich zu gewinnen. „*Filipino senators and congressmen came to the U.S. to campaign for elected office in the Philippines.*“ (vgl. Schiller 1995, S.58).

Diese Tatsachen transformierten den philippinische Nationalstaat in einen sozialen Raum, welcher sich nicht mehr nur territorial bestimmt, sondern auch dort existiert, wo sich einerseits die philippinischen EmmigrantInnen bzw. „overseas workers“ niedergelassen haben und andererseits dort existiert, wo sie die transnationalen sozialen Tätigkeiten passieren (Schiller et al. 1995).

7. Ein Rückblick auf die philippinische Geschichte

Für das Verständnis der philippinischen Identität ist eine Rückbesinnung auf die historischen Ereignisse essentiell. Die Auseinandersetzung mit der philippinischen Geschichte demonstriert die Entstehung einer hybriden Kultur, die sich unter Anderem aus einheimischen (vorkolonialen), spanischen (kolonialen), amerikanischen und kurzfristig japanischen (neokolonialen) Einflüssen zusammensetzt.

Im Folgenden werden die einflussreichen kolonialen Perioden (Hall 2000) dargestellt, die für den „Import“ äußerer Kulturmerkmale sorgten und für die Komplexität der multiplen Identitäten verantwortlich sind. Dann werden die neo- und postkoloniale Geschichte der Philippinen und die Regierungen der ersten 20 Jahre der Unabhängigkeit grob skizziert. Abschließend werden die Migrationsbewegungen philippinischer Pflegearbeitkräfte und ihre Auswirkungen beleuchtet.

7.1. Die spanische Kolonialherrschaft auf den Philippinen

Im Jahr 1521 landete der Portugiese Ferdinand Magellan im Dienste der spanischen Krone auf der Insel Samar, die zur Inselgruppe der Visayas gehört. Die Absicht, den Archipel für Spanien zu kolonialisieren, bezahlte er mit seinem Leben. Dieser Vorfall hinderte die Spanier jedoch nicht an weiteren Eroberungsbemühungen, die in der endgültigen Inbesitznahme der Philippinen endeten. Es folgte eine über drei Jahrhunderte währende spanische Kolonialherrschaft. Diese Zeit war besonders durch die Präsenz von Ordensleuten geprägt, die als Missionare für die Verbreitung des christlichen Glaubens und die katholische Konversion der Indigenen sorgten. Da es dem philippinischen „Volk“ damals an größeren politischen Gebilden und militärischer Macht fehlte, fiel es den Spaniern leicht, die autochtonen Gesellschaften zu unterwerfen (Arcilla 2003).

Wirtschaftliche Profite erzielten die spanischen Kolonialisten mit dem Galleonenhandel, der von der heutigen Hauptstadt Manila und deren Umgebung aus geführt wurde. Die politischen und ökonomischen Beziehungen der Spanier mit China und Mexiko erwiesen sich als sehr profitabel. Das zeigte sich im gewinnbringenden Handel chinesischer Waren, wie Textilien, Seide und Porzellan usw., die über Manila nach Südamerika transportiert, und dort gegen südamerikanische Güter wie Silber getauscht wurden (vgl. Lauser 2004, S.81).

Aufgrund des spanisch motivierten Christianisierungszwangs und die damit einhergehende Unterdrückung der philippinischen Bevölkerung kam es immer wieder zu Protesten und Aufständen seitens der Indigenen, bei denen die Spanier jedoch kaum Schaden nahmen. Im Jahr 1872 kam es zu einem bedeutenden Aufstand philippinischer Soldaten und Hafearbeiter, die sich gegen die spanische Besatzung und ihre ungerechte Behandlung auflehnten. Der Aufstand wurde von den Spaniern gewaltsam niedergeschlagen und kostete drei unschuldigen einheimischen Priestern, die mit dem Protest in Verbindung gebracht

wurden, das Leben. Dieses Ereignis drang bis zu den philippinischen Intellektuellen im Exil durch.

Es folgte eine Reform- und Propagandabewegung, die 1896 die bekannte philippinische Revolution entfachte und international auf die Unterdrückungsmethoden der Spanier aufmerksam machte. Die literarische Bewegung setzte sich aus Intellektuellen und Künstlern zusammen, die eine rechtliche, soziale und gesellschaftliche Gleichstellung der Filipinos mit den Spaniern forderten. Einer der Initiatoren und aktivsten Revolutionäre war José Rizal, der heute als philippinischer Nationalheld gefeiert wird (vgl. Aubeck 2006, S.56ff). Zahlreiche Ausweisungen aus seinem Heimatland brachten ihn schlussendlich vor das spanische Militärgericht, das für seine Hinrichtung am 30.12.1896 verantwortlich war (ebd.).

7.2. Die amerikanische Kolonisierung auf den Philippinen

Im Jahr 1898 lösten die Vereinigten Staaten von Amerika die spanische Kolonialherrschaft auf den Philippinen ab. Um die Filipinos/Filipinas für sich zu gewinnen, versprachen die U.S.-Amerikaner den Indigenen die Unabhängigkeit, was sich jedoch als Unwahrheit herausstellte. Die „Besitzübernahme“ galt lediglich ihren wirtschaftlichen Interessen und der Sicherung ihrer Einflusssphäre im fernen Osten (vgl. Aubeck 2006, S.72).

Unter der Führung des damaligen philippinischen Präsidenten Emilio Aguinaldo kam es zu einigen Ausschreitungen, die sich gegen die amerikanische Präsenz auf den Philippinen richteten. Im April 1901 wurde den Protesten von amerikanischer Seite ein Ende gesetzt.

Zu den „kolonialen Rückbeständen“ der Amerikaner gehörten unter Anderem die Verbesserungen im Gesundheitswesen und dem Bildungssystem, welche nach amerikanischem Modell organisiert wurden. In der amerikanischen Besatzungszeit wurde auch die englische Sprache als Amts- und Wirtschaftssprache eingeführt (vgl. Aubeck 2006, S.36).

7.3. Die japanische Besatzung

Am 8. Dezember 1941 griff Japan den amerikanischen Hafen Pearl Harbor an und erklärte 10 Stunden später den Amerikanern auf den Philippinen den Krieg. Die kriegerischen Gegenmaßnahmen der amerikanisch-philippinischen Streitkräfte, die unter der Führung des

General Mac Arthur standen, waren zu schwach, um sich gegen diese Invasion zu wehren. Im Jänner 1942 waren die USA gezwungen ihre Macht an die Japaner abzugeben. Es folgte eine drei Jahre lange Okkupation der Japaner, die vielen Filipinos/Filipinas das Leben kostete. Im Oktober 1943 erklärten die Japaner den Archipel für unabhängig (Brachetto 2003).

Die Aufstände gingen jedoch weiter, da sich nun die amerikanische Besatzung zurückmeldete und den Krieg gegen die Japaner in der Hauptstadt Manila austrug.

Die Vorherrschaft fiel wieder auf die Amerikaner, die sich nach dem Krieg finanziell am Wiederaufbau der Philippinen großzügig beteiligte.

Die jahrhundertlangen Bemühungen der Filipinos um ihre Unabhängigkeit konnten erfolgreich beendet werden: Am 4. Juli 1946 wurden die Philippinen in ihre Unabhängigkeit entlassen (Brachetto 2003).

Obwohl die Philippinen nun offiziell als unabhängiges Land galten, sahen sich die USA nach wie vor in der privilegierten Lage, sich gewisse Rechte auf philippinischem Boden zu nehmen. Im großzügigen Stil bauten sie natürliche Ressourcen ab und nahmen sich das Sonderrecht, Stützpunkte für ihre Land-, Luft- und Seestreitkräfte auf philippinischen Boden zu errichten.

Reiche philippinische Großgrundbesitzer sicherten sich mit dem Parlament an ihrer Seite die Herrschaft über einen Großteil der Bevölkerung. Die Bauern waren den feudalen Großgrundbesitzern ausgeliefert.

Die Entwicklung einheimischer Industrien wurde durch das Übergewicht amerikanischer Firmen gehemmt. Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich, die Zahl der Arbeitslosen stieg an, landlose Bauern nahmen stetig zu.

Der nachfolgende Präsident Ferdinand Marcos, der im Jahr 1965 sein Amt antrat, versprach dem Volk gegen diese missliche Lage im Land anzukämpfen. Außerdem versprach er, Reformen im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich durchzuführen (vgl. Brachetto 2003, S.140).

7.4. Die Marcos-Diktatur

Während der Amtszeit von F. Marcos stellte sich heraus, dass dessen Politik von Wahlbetrug

und von zahlreichen Korruptionsfällen ge(kenn)zeichnet war. Hinzu kamen die zahlreichen Betrügereien und Raubzüge der Familie Marcos, die auf Kosten des eigenen Volkes im Luxus lebte (vgl. Brachetto 2003, S.148).

Obwohl Marcos Verbesserungen in der Infrastruktur vornahm, indem er Straßen, Brücken, Bewässerungskanäle, Spitäler usw. bauen ließ, blieb die Realisierung wichtiger Reformen aus. Neben der wirtschaftlichen Stagnation nahmen die Arbeitslosigkeit und die ländliche Verarmung immer mehr zu.

Ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem vorherrschenden Marcos-Regime manifestierte sich in der Gründung der kommunistischen Guerillaorganisation, der "New People's Army" (NPA). Sie stand für soziale Gerechtigkeit ein.

Spätestens nach der Wiederwahl von Marcos' im Jahr 1969 war man sich über die massiven Wahlbetrügereien des Präsidenten im Klaren. (vgl. Brachetto 2003, S.142). Marcos hielt seine Macht mit Hilfe des Militärs und der Staatspolizei aufrecht. Zahlreiche Skandale und Menschenrechtsverletzungen kennzeichneten die Regierungszeit der Marcos-Diktatur (vgl. Brachetto 2003, S.149).

Aufgrund der oben erwähnten Geschehnisse bekam die NPA immer mehr Zulauf, was für Marcos eine Bedrohung darstellte. Auch die Organisation der Moslems in Mindanao "Moro National Liberation Front (MNLF)" wehrte sich gegen das Marcos-Regime. Mit der Zeit verlor Marcos auch die Unterstützung der U.S.A. und so musste er sich im Jahr 1986 mit seiner Familie ins Exil nach Hawaii begeben.

7.5. Cory Aquino - Rückkehr zur Demokratie

Marcos hinterließ eine Wirtschaft und Staatsfinanzen, die durch Korruption, Nepotismus und Misswirtschaft ruiniert waren. Auf den Philippinen herrschten damals Armut, Massenarbeitslosigkeit, Kriminalität und Gesetzlosigkeit vor.

Aquino's ersten Verbesserungsmaßnahmen waren beispielsweise die Freilassungen politischer Gefangener, die Sperrung ausländischer Bankkonten von Marcos und die Beschlagnahmung von dessen Vermögenswerten. Außerdem löste sie das Parlament auf um es dann über demokratische Wahlen neu zu besetzen. Zudem setzte sie eine

Kommission ein, die eine neue demokratische Verfassung ausarbeiten sollte.

Sie stellte zwar wieder eine Art Demokratie im Land her, setzte versprochene Reformen aber nicht durch (vgl. Brachetto 2003, S.160f). Für ihre bescheidene Einfachheit, moralischen und demokratischen Grundsätze und allgemein linksfreundliche Politik wurde sie jedoch geschätzt (ebd.).

7.6. Präsident Fidel V. Ramos

Fidel V. Ramos Amtszeit begann im Jahre 1992. Er kümmerte sich um die nötige Verbesserung der Energieversorgung, begann den Bau von neuen Kraftwerken und setzte sich zum Ziel „die chronische Wirtschaftskrise“ des Landes endgültig zu beseitigen.

Mit seiner Wirtschaftspolitik zielte er auf die Industrialisierung des Landes ab und erhoffte sich durch immer höhere Exporte ein anhaltendes Wachstum, wobei die „asiatischen Tiger“ als Vorbild dienten (vgl. Brachetto 2003, S.162). Aber auch seine Amtszeit war durch Korruptionsfälle bestimmt. Rückblickend konnte auch Ramos die vielen Probleme des Landes nicht lösen.

8. Die Migration von philippinischen Krankenschwestern

Die Philippinen bilden mit ihren 7 Millionen EmmigrantInnen die drittgrößte Diaspora der Welt. Vor ihnen rangieren die chinesische Diaspora mit circa 35 Millionen Menschen und die indische Diaspora mit etwa 20 Millionen Menschen (Lenhart 2007).

Der Bedarf an Pflegepersonal nimmt weltweit, besonders in den Industrieländern kontinuierlich zu. Diese Gegebenheit implizierte auf den Philippinen die Errichtung von vielen Krankenschwesterschulen. Während es im Jahr 1950 nur siebzehn gab, zählte man im Jahr 2005 bereits 370 Ausbildungsstätten. Von den AbsolventInnen verlassen rund 70 Prozent ihr Heimatland um im Ausland in den Gesundheitsberufsbereichen zu arbeiten. Zu den beliebtesten Zielländern zählen Saudi Arabien und die englischsprachigen Länder U.S.A. und Großbritannien (Lenhart 2007).

Die Gründe für die Migration setzen sich aus verschiedenen Faktoren zusammen. Die hohe

Arbeitslosenrate, die niedrigen Löhne und schlechten Arbeitsbedingungen auf den Philippinen, sowie die finanzielle Armut der eigenen Familien stellen für die auswandernden Krankenschwestern „Push“-Faktoren dar (vgl. Lenhart 2007, S.29).

Für die Kontrolle der philippinischen Arbeitsmigration entwickelte Marcos im Jahr 1974 ein „Oversea Employment Program“, welches eine Herausbildung bestimmter Institutionen für Arbeitsmigration zur Folge hatte. Für die Organisation diverser Beschäftigungsverträge und migrationsspezifischer Abwicklungen mit anderen Ländern ist heute die „Philippine Overseas Employment Agency“ - POEA verantwortlich. Aufgrund der hohen Nachfrage philippinischer Arbeitskräfte existieren noch zahlreiche andere private Vermittlungsbüros (Esclamada 2008³⁷).

Die philippinische Regierung war und ist um die politische Unterstützung und Förderung der Arbeitsmigration bemüht. Für Marcos, als auch für seine Präsidentschaftsfolge Aquino und Ramos war eine gut strukturierte Migrationspolitik von höchster Signifikanz. Ramos erließ in seiner Amtszeit den „Migrant Workers and Oversea Filipino Act“, welcher die Rechte der philippinischen ArbeitsmigrantInnen im Ausland sicherte. Dieser Act wurde von der POEA unterstützt und kontrolliert. (Vgl. Kirnbauer 2010, S.39)

8.1. Auswirkungen der Auswanderungswelle philippinischer Krankenschwestern

Positive Auswirkungen der philippinischen ArbeitsmigrantInnen im Ausland sind sich hauptsächlich Geldrücküberweisungen, die so genannten „Remittances“. Diese spielen neben der finanziellen Unterstützung der zurückgelassenen Familien auch eine wichtige Rolle für die philippinische Wirtschaft (Esclamada 2008³⁵).

„Formal remittances transfers are the second largest source of external funding for Developing Countries after Foreign Direct Investment. – The top 3 remittance-receiving countries in 2004 were: Mexico (\$16 billion per year), India (\$9.9 billion), the Philippines (\$8.5 billion)“ (vgl. Population and Development Review 2005, S.798)

³⁷Standard-Interview mit einer philippinischen Diplomkrankenschwester in Wien
URL: <http://derstandard.at/1227287219930/Die-Philippinen-exportieren-ihr-Humankapital> (letzter Zugriff am 7. Oktober 2012)

Die Massenauswanderungen der philippinischen Pflegekräfte haben aber auch negative Konsequenzen auf die Qualität der philippinischen Gesundheitsversorgung. Der Mangel an Krankenschwestern und PflegerInnen auf den Philippinen hatte/hat zahlreiche Schließungen von lokalen Krankenhäusern zur Folge (Esclamada 2008³⁵).

9. Die europäische Migrationspolitik nach 1945

Während Europa im 19. Jahrhundert primär ein Auswanderungskontinent war, fand besonders nach dem 2. Weltkrieg eine „Migrationswende“ statt. Europa entwickelte sich zu einem Einwanderungskontinent, was die Immigration zahlreicher ausländischer Arbeitskräfte in viele westlich europäische Industrieländern bedeutete.

9.1. Das Gastarbeiterregime in Österreich

Die vermehrte Abwanderungsrate von ÖsterreicherInnen in die U.S.A., nach Deutschland oder in die Schweiz, aber auch die wirtschaftlich gute Lage des Landes veranlasste Österreich dazu, ausländische Arbeitskräfte anzuwerben. Für die ArbeitgebnerInnen war dies von großem Vorteil, da die GastarbeiterInnen bereit waren, berufliche Tätigkeiten zu übernehmen, die von den „Einheimischen“ unter Anderem aufgrund der schlechten Bezahlung abgelehnt wurden.

Das Gastarbeiterregime in Österreich nahm mit der Unterzeichnung des Raab-Olah-Abkommens im Jahre 1962 seinen Anfang. Die Vereinbarung ließ ein Kontingent von 47.000 ausländischen Arbeitskräften in Österreich zu. Hinzu kamen soziale und politische Rechte, die restriktive Auswirkungen auf den Bewegungsraum der ausländischen Arbeitskräfte hatte. Das Raab-Olah-Abkommen besagte, bei eventuellen Kürzungen von Arbeitsstellen müsse der/die GastarbeiterIn vor einem „Einheimischen“ gekündigt werden (vgl. Atac 2011, S.242). Die Beschäftigungsbewilligungen der GastarbeiterInnen wurde nicht an die Arbeitskraft selbst, sondern an den/die ArbeitgeberIn bzw. an das Unternehmen vergeben, was eine Abhängigkeit der GastarbeiterInnen von ihren ArbeitgeberInnen mit sich brachte. Eine weitere Restriktionsauflage war die befristete Aufenthaltsbewilligung, die dem Rotationsprinzip folgte. Außerdem wurden den GastarbeiterInnen das Wahlrecht bei den Betriebsratswahlen und die Versammlungsfreiheit rechtlich verweigert (ebd.).

Das erste Anwerbeabkommen wurde 1962 mit Spanien vereinbart. 1964 und 1966 folgten weitere Abkommen mit der Türkei und Jugoslawien. Diese internationalen Vereinbarungen hatten eine Zusammenarbeit der Arbeitsmarktbehörden der jeweiligen Herkunftsländer mit der Bundeswirtschaftskammer zur Folge und manifestierten sich in den institutionalisierten

Anwerbestellen, die sich um die Rekrutierung von Arbeitskräften kümmerten. Jedoch kam es nach einer gewissen Zeit zu Veränderungen der regulären Rekrutierungsprozesse. Da sich viele immigrierte Arbeitskräfte nach einem Jahr für eine langfristige oder dauerhafte Niederlassung in Österreich entschlossen hatten, begannen sie selbst ihre Familienangehörigen und Bekannten anzuwerben. Ende der 70er Jahre ging man von lediglich 10-15% der Arbeitskräfte aus, die über die Anwerbestellen nach Österreich kamen, wobei der Rest über private Kontakte und Netzwerke als Touristen ins Land reisten und nach Sicherung eines Arbeitsplatzes legalisiert wurden (vgl. Wimmer 1986, S.12).

Ein grundlegendes Merkmal des österreichischen Gastarbeiterregimes bildete das Rotationsprinzip. Die Zulassung und Beschäftigung der ausländischen Arbeitskräfte in Österreich war auf ein Jahr befristet. Das bedeutete für die GastarbeiterInnen eine Rückkehr in ihre Herkunftsländer und für die österreichischen ArbeitgeberInnen eine Rekrutierung neuer ausländischer Arbeitskräfte. Das Rotationsprinzip erwies sich jedoch als ineffizient und so kam es in der Realität anders (vgl. Atac 2011, S.242). Die Unternehmer sahen in der Kündigung der angelernten und ausgebildeten ausländischen Arbeitskräfte und der Anstellung neuer und praktisch unerfahrener ArbeiterInnen keinen Sinn und plädierten für eine Neuregelung der Beschäftigungsverhältnisse. Außerdem verlängerten die GastarbeiterInnen selbst ihren Aufenthalt in Österreich um unter Anderem ihren nicht erreichten Sparziele zu verfolgen. Die Forderungen der Unternehmer wurden erfüllt und so bewilligten die Arbeitsämter eine reguläre Verlängerung der Arbeitsbewilligungen (Bauböck 1996).

9.2. Die philippinischen Krankenschwestern in Österreich

Anfang der 70er Jahre war die Nachfrage nach fachlich kompetentem und qualifiziertem Pflegepersonal im österreichischen Gesundheitswesen groß.

Neben den zeitlich ungünstigen Arbeitsbedingungen (Wochen- und Nachtdienste) waren auch die Bezahlung der Krankenschwestern in den österreichischen Spitälern wesentliche Gründe für die Einheimischen anderen Beruf nachzugehen. Um dem Mangel an Krankenschwestern- und Pflegepersonal entgegen zu wirken, wandte sich die österreichische Regierung an ausländische Arbeitskräfte (Stimmer 2009). Dies führte 1973 zur Unterzeichnung des bilateralen Abkommens zwischen der Gemeinde Wien und dem „Philippine Department of Labour“ (vgl. Reiterer 2007, S.150).

Am 17. Juli 1974 landeten die ersten zwanzig diplomierten philippinischen Krankenschwestern in Wien (Stimmer 2009). Die Migration nach Österreich bedeutete eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen sowie der von ihnen zurückgelassenen Familien. Die österreichische Regierung kümmerte sich neben der Finanzierung der Reisekosten auch um die Unterkunft der Krankenschwestern in Schwesternheimen. Außerdem wurde ihnen ein mehrwöchiger Deutschkurs bezahlt, welchen sie neben ihrer beruflichen Ausübung als Krankenschwestern zeitgleich absolvieren mussten. Die Arbeitsverträge verpflichteten die immigrierten Filipinas zu drei Jahren der pflegepersonalen Berufsausübung. Nach drei Jahren hatten sie die Möglichkeit, ihre Verträge zu erweitern. Außerdem hatten die philippinischen Krankenschwestern die Möglichkeit nach einigen Jahren in Österreich auch die österreichische Staatsbürgerschaft zu erwerben, was beispielsweise einen Nachzug von Familienangehörigen einfacher machte (vgl. Kirnbauer 2010, S.42).

10. Die Identitätskonstruktion von sechs philippinischen Krankenschwestern in Wien

Forschungsfrage:

Wie konstituieren sich die Identitäten der philippinischen Krankenschwestern in Wien?

Für die Beantwortung der Forschungsfrage wurde neben qualitativen Methoden, auch sechs Leitfadenfragebogen unterstützende Interviews mit den sechs Diplomkrankenschwestern durchgeführt.

Im Folgenden werden sechs philippinische Diplomkrankenschwestern vorgestellt. Die Repräsentation stellt dabei die sozialen Beziehungen der Individuen in den Mittelpunkt, die durch die Migrationsbewegungen nach Wien entstanden sind und welche durch die Migration eventuell transformiert bzw. verändert wurden. Anhand des Konzeptes der Solidarität, was sich im Akt des „Helfens“ ausdrückt, werden diese Beziehungen deutlich. Vordergründlich und bestimmend sind dabei die (transnationalen) sozialen Aktivitäten.

Im Zuge der Inhaltsanalyse ergaben sich vier Hauptkategorien, die jeweils verschiedene Aspekte der Identitätsbausteine umfassen und unterschiedliche Arten der mechanischen Solidarität zum Vorschein bringen. Die Abfolge zeigt die Konstitution der sozialen Beziehungen in verschiedenen Phasen auf. Dabei werden die Transformationen bzw. Veränderungen der Netzwerke ersichtlich. Die Hauptkategorien sollen das Verständnis über die sozialen Beziehungen der sechs philippinischen Diplomkrankenschwestern in Wien näher bringen.

1. Ausbildung/en und Migration

Diese Hauptkategorie beinhaltet Informationen über die Schulausbildung und Krankenschwesterausbildung der Einzelnen, sowie die Finanzierung der jeweiligen Ausbildungen. In dieser Kategorie werden vor allem die familiären Beziehungen auf den Philippinen deutlich, die durch das gegenseitige Helfen der Familienmitglieder untereinander dargelegt werden. Zu dieser Hauptkategorie zählen auch die Faktoren, die für die Berufswahl und für die Migrationsmotive und -entschlüsse ausschlaggebend waren.

2. Integration in Österreich

In dieser Hauptkategorie werden die ersten Eindrücke und Erfahrungen dargelegt, die sich bei der Ankunft in Wien ergaben. Dabei spielten Heimweh, der deutsche Spracherwerb bzw. der Bezug zur deutschen Sprache, als auch die persönlichen Lebenseinstellungen und Methoden zur Integration wesentliche Rollen.

Die Hauptkategorie schließt ebenfalls die kulturellen Unterschiede mit ein. Diese werden einerseits anhand der Erfahrungen aus dem Arbeitsalltag in österreichischen, als auch in philippinischen Spitälern deutlich. Auch der zugeschriebene soziale und gesellschaftliche Status', welcher der Krankenschwester auf den Philippinen und in Österreich eingeräumt wird, zeigt signifikante Unterschiede auf. Weitere kulturelle Unterschiede werden in den kollektiv und individuell ausgerichteten Lebensweisen deutlich, die sich in der mechanischen und organischen Solidarität niederschlagen. Auch in den Konstruktionen sozialer Beziehungen werden die Unterschiede sichtbar. Zur Hauptkategorie zählen auch die Diskriminierungserfahrungen der Einzelnen.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Die dritte Hauptkategorie nennt die unterschiedlichen Formen der sozialen Beziehungen der jeweiligen Diplomkrankenschwestern. Hier kommt der Kontakt zu den Familienmitgliedern auf den Philippinen zum Ausdruck. In dieser Kategorie wird auch der solidarische Akt des Helfens der Informantinnen sichtbar, die auf unterschiedlichen Interaktionsebenen zum Vorschein kommen und sich in einem transnationalen Raum abspielen. Diese Hilfstätigkeiten stellen transnationale Aktivitäten dar und bedeuten beispielsweise die organisierten Familiennachzüge der Informantinnen, die Remittances, anderwertigen monetären Investitionen, wie dem Häuserbau usw. Aber auch durch die persönliche Mitgliedschaft in einer oder mehreren philippinischen Organisationen in Wien kommt der solidarische Akt des Helfens zum Ausdruck.

4. Reflexion

Die letzte Kategorie beinhaltet die Selbstreflexion der Einzelnen. Dabei werden die vergangene Migration und die einhergehenden Folgen genannt. Gegenwärtige und eventuelle Zukunftsvorstellungen der Informantinnen stellen auch Teil ihrer Selbstreflexion dar.

10.1. Die Repräsentation der einzelnen Diplomkrankenschwestern

10.1.1. Interview 1: L. B.

L. B. kam am 6. Mai 1976 im Alter von 23 Jahren nach Wien.

1. Ausbildung und Migration

Schulbildung

L. B. wuchs in einer kleinen Region in der Provinz Batangas auf. Die Schulbildung war nach dem amerikanischen System organisiert. Alle Unterrichtsfächer wurden auf Englisch gelehrt, mit Ausnahme des Schulfachs Filipino, das in der lokalen Sprache unterrichtet wurde.

„(...) als ich in der Volksschule war, haben wir jede glaub ich einmal die Woche Milchpulver gehabt aus Amerika. Entweder die Lehrerinnen haben schon gemixt, gemischt mit Wasser und dann kriegen wir jedes Kind ein Glas Milch, das hat so gut geschmeckt.“ (vgl. Interview 1, S.13/Zeile 26-27; S.14/Zeile:1-3)

L. B. meint, dass neben diesem Ritual auch andere Produkte aus den USA, wie Coca Cola, Colgate, Kodak und der „Refrigerator“ usw. eine Lebensbereicherung der indigenen Bevölkerung darstellten. Der amerikanische Einfluss prägte bereits L.B in ihren jungen Jahren, was auch Auswirkungen auf ihre Imaginationen über das Ausland hatte.

Berufswahl und Migrationsmotiv

Damals war ihr bereits bewusst, dass die Migration ins Ausland die einzige Möglichkeit darstellte Geld zu verdienen. Sie wusste, dass die Arbeitskräfte aus dem medizinischen Bereich im Ausland sehr gefragt waren. Sie meint, dass besonders die philippinischen Krankenschwestern für ihre gute und fachkompetente Ausbildung bekannt sind. Aus diesem Grund wählte L. B. ihren Beruf als Krankenschwester und wünschte sich damals eines Tages in die Vereinigten Staaten von Amerika zu migrieren.

Finanzierung der Krankenschwesterausbildung

L. B. bekam neben der finanziellen Unterstützung ihrer Eltern auch die Hilfe ihrer Tante, die

bereits in den U.S.A. als Krankenschwester tätig war.

„Na die Eltern zum Teil als meine Mutter, meine Mutter krank wurde, hat die T.M. mich geholfen, finanziell. Also, wir haben Grundstück sozusagen meine Mutter hat sozusagen verkauft. Die hab ich aber zurückgekauft jetzt (...)“ (vgl. Interview 1, S.14/Zeile:30-34)

Migrationentschluss

Im Jahre 1974 wurde L.B. auf den Philippinen zur diplomierten Krankenschwester ausgezeichnet. Zwei Jahre nach ihrer 5-jährigen Ausbildung als Diplomkrankenschwester – als sie bereits zwei Jahre als „clinical instructor“ in Manila tätig war - fühlte sie sich bereit, auch im Ausland ihrer Profession nachzugehen. L. B. bewarb sich in den U.S.A. und in Europa. Kurze Zeit darauf bekam sie eine Zusage in Florida als Krankenschwester zu arbeiten. Glücklich über diese Nachricht, ließ sie sich nicht lange Zeit mit der Unterzeichnung des amerikanischen Arbeitsvertrages. Jedoch erhielt L. B. gleich darauf auch ein Telegramm vom OEDB, welches ihr eine Zusage nach Österreich bestätigte.

"FLY now. PAY later!" lautete das amerikanische Angebot, welches den auserwählten philippinischen Diplomkrankenschwestern zur Verfügung gestellt wurde. Das Flugticket nach Amerika wurde zur Verfügung gestellt, welches man im Nachhinein jedoch ratenweise zurückzahlen musste. Dieses Angebot wirkte im Vergleich zum österreichischen jedoch unattraktiv, da der Staat Österreich den Diplomkrankenschwestern folgendes Arrangement darbot. Neben der Finanzierung des Flugtickets nach Österreich wurden vom österreichischen Staat auch die unentgeltlichen Wohnmöglichkeiten in Schwesternheimen bereitgestellt. Außerdem war die Arbeit als Krankenschwester in einem österreichischen Spital garantiert, die zu Beginn mit einem deutschen Sprachkurs verknüpft war. Auch dieser wurde vom Staat Österreich finanziert.

Obwohl die Reise in die U.S.A. immer schon zu ihren Wunschvorstellungen zählte, sagten ihr die Möglichkeiten, die vom Staat Österreich großzügig zur Verfügung gestellt wurden, mehr zu. 1976 verließ sie ihre Heimat und ließ sich in Wien nieder.

Der primäre Migrationsentschluss nach Österreich war die finanzielle Armut ihrer Familie.

2. Integration in Österreich

Ankunft in Wien

Nach der Ankunft am Schwechater Flughafen, wurde L. B. mit ihren Kolleginnen ins Schwesternheim Baumgartner Höhe gebracht, wo sie die ersten drei Jahre wohnte. L. B. denkt gerne an diese Zeit zurück. Sie meinte, dass zu Beginn zwar alle mit Heimweh zu kämpfen hatten, jedoch durch die Präsenz der „Gleichgesinnten“ die Zeit im Aufnahmeland erträglich war und auch die Integration in die österreichische Gesellschaft leichter machten. Mit der Anwesenheit der anderen Filipinas war der Integrationsprozess in die österreichische Gesellschaft einfacher.

„Ich hab überhaupt keine Probleme mit dem Integration damals gehabt. Erstens einmal wir haben eine enge philippinische Freundschaft gehabt mit den anderen. Wir sind ja eine ganz kleine sozusagen Community gewesen und jedes Mal wenn wir nicht arbeiten, dann kommen wir immer zusammen, wir lachen, wir essen, wir gehen tanzen im Chatanuga (...“ (vgl. Interview 1, S.29/Zeile:9-14)

L. B. erinnert sich gerne an die ersten Ereignisse zurück, die sie damals in Österreich machte.

Bezug zur deutschen Sprache

Die Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache stellten jedoch einige Integrationshindernisse dar und waren daher zu Beginn eine große Herausforderung.

Neben dem Deutschkurs, der jeder rekrutierten Diplomkrankenschwester von der Stadt Wien zur Verfügung gestellt wurde, kümmerte sich L. B. auch in ihrer Freizeit oder während der Ausführung ihres Berufes um die Beschleunigung ihrer deutschen Sprachaneignung. So verbrachte sie beispielsweise viele Nachdienste im Spital mit dem Lesen österreichischer Magazine.

L. B. sieht in der deutschen Sprache auch die Projektion der österreichischen Denk- und Lebensweise. Beobachtungen zufolge, meint sie, dass die Sprache im engen Zusammenhang mit dem „Mindset“ der Gesellschaft steht und sich auf diese auswirkt.

„(...) die Grammatik ist so kompliziert. Ich hab immer damals gesagt: darum ist das Leben, das österreichische Leben so kompliziert. (...)Warum gibt's neutral, und warum

gibt's männlich, und warum gibt's weiblich? Auf Englisch gibt's „she or he“, sonst überhaupt nicht und Tagalog noch dazu, Tagalog ist noch einfacher.“

(vgl. Interview 1, S.30/Zeile:6-15)

Das Erlernen der richtigen Zuordnung der Artikel Der, Die, Das, aber auch die richtige Anwendung der vier Fälle und grammatikalische Zusammensetzung eines Satzes fiel ihr Anfangs sehr schwer und stellt heute noch, in manchen Situationen eine Herausforderung dar.

Kulturelle Unterschiede

Auch in den „familyties“ stellt L.B. einige Unterschiede fest. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern „österreichischer Familien“ konstituiert sich anders als jene der Filipinos/Filipinas.

Die „philippinische“ Familiennähe drückt sich in den Residenzen der einzelnen Familienmitglieder aus. Demnach wohnt nicht nur die core family, sondern auch die Mitglieder der extended family, wie Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen in der unmittelbaren Nachbarschaft. Auf den Philippinen sind demnach mehrere Generationen in einem Haus oder in unmittelbarer Nähe zuhause.

L. B fügt dieser Narration auch hinzu, dass die Häuser immer „*offen für Besuch*“ sind. Diese schlagen sich im unangekündigten Ein- und Ausgehen von Verwandten und Freunden im eigenen Haus nieder. Oft sind diese Besuche mit gemeinsamen Essen und einem fröhlichen Beisammensein verbunden.³⁸ Ist ein Familienmitglied von „abroad“ zuhause auf Besuch, gelangt die Nachricht über Mundpropaganda zu jedem Einzelnen im Dorf, was sich dann in unangekündigten Besuchen weiter Verwandte ausdrückt.

Das immense Angebot an Essen, hinterließ beispielsweise einen bleibenden Eindruck. Neben dem Fleisch stellten auch folgende Lebensmittel einen richtigen Luxus dar.

„ (...) also dunkles Brot haben wir nicht gekannt. Schwarzbrot war für uns am Anfang überhaupt furchtbar, aber es hat Toastbrot gegeben und das haben wir wirklich (lacht) ich kann mich erinnern, was ich für Toastbrot gegessen hab mit Marmelade.“

(vgl. Interview 1, S.16/Zeile:25-28)

³⁸ Hier bezieht sich L.B. auf ihre Erlebnisse und Erfahrungen, die sie bei sich im Heimatdorf St. Rita in Batangas alltäglich erlebte. Auch ich konnte diese Beobachtungen bei meinen Urlaubsbesuchen auf den Philippinen machen.

Erfahrungen als philippinische Diplomkrankenschwester im österreichischen Spital

„Ich war enttäuscht, weil ich war ja eine Lehrerin in der Krankenschwesterschule. Ja, und da ist auch noch hoch angesehen (...) und natürlich hier als wir angefangen haben zu arbeiten, müssten wir Bett waschen, (...) Patienten müssen wir waschen, Schüssel... das ist halt die Krankenschwester Arbeit hier.“ (vgl. Interview 1, S.17/Zeile:23-25; S.18/Zeile:2-13)

Die Krankenschwestern in den österreichischen Spitälern waren mit Arbeitsaufgaben konfrontiert, die auf den Philippinen entweder von eigenen Familienmitgliedern des Patienten/der Patientin oder, wenn diese finanziell leistbar waren, von gewissen „HelferInnen“ bzw. so genannten „Attendance“-Personen verrichtet wurden.

Trotz Enttäuschung akzeptierte L. B. die Arbeitsaufgaben, die von den österreichischen Spitälern erwünscht wurden. Ihr war bewusst, dass die fehlenden Sprachkenntnisse unter Anderem Grund für diese Arbeitseinteilungen waren, die sich auf die Krankenpflege der PatientInnen beschränkte.

„Da war ich a bissl enttäuscht, aber auch nicht viel, weil ich hab mir gedacht, was soll ich denn erwarten? Erstens Mal, ich kann nicht sehr gut Deutsch, ich bin froh in Ruhe gelassen worden bin (lacht). Am Anfang, weil ich nicht kommunizieren konnte und wenn ich weiss was ich machen muss, dann muss ich lieber das gut machen (...) Ich mach das schon, nur halt in meinem Inneren war ich schon enttäuscht. Am Anfang.“ (vgl. Interview 1, S.18/Zeile:19-23)

Demnach gab sie sich mit den Forderungen zufrieden, auch wenn diese nicht denselben Arbeitsaufgaben einer Diplomkrankenschwester auf den Philippinen entsprach. Dass sich die Arbeitsaufgaben auf die Krankenpflege der PatientInnen beschränkten, war schockierend, jedoch wusste L. B. auch, dass sie keine andere Möglichkeit hatte, diese Probleme zu artikulieren, da es ihr am nötigen Sprachkapital mangelte.

Die Kommunikation mit den Ärzten fiel sehr kläglich aus, da es damals sehr wenige gab, die der englischen Sprache mächtig waren. Der verbale Austausch zwischen den Ärzten und den Krankenschwestern war dadurch verhindert und stand somit auch einer eventuellen Zusammenarbeit im Wege. Außerdem sind im Gegensatz zu den Philippinen die Krankenschwestern in den österreichischen Spitälern nicht im Entscheidungsprozess über das weitere Vorgehen eines Patienten/einer Patientin eingebunden.

Im Jahr 1979 endete ihr 3-Jahres Vertrag. Sie verließ das Schwesternheim und übte ihren Beruf in der UNO-City in der Atombehörde weiter aus. Bis heute ist sie dort als Krankenschwester tätig.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Familiennachzug

L. B.'s berufliche Situation in der UNO ermöglichte es ihr, auch einige Verwandte und Bekannte nach Österreich zu holen, die sich durch die Emigration aus den Philippinen ebenfalls bessere Lebensbedingungen erhofften. Mit den Jahren summierte sich die Personenanzahl, denen sie zu dieser Chance verhalf. Heute sind es insgesamt zwölf Personen, die mit L. B.'s Hilfe nach Wien kamen. Die „Rekrutierten“ arbeiteten entweder als Kindermädchen, HaushaltsgehilfInnen oder engagierten sich in ähnlichen sozialen Berufstätigkeiten. Einige sind geblieben, ein paar haben ihre Migrationsbewegungen in andere Länder fortgesetzt oder remigrierten wieder auf die Philippinen.

Kontakte zu Familienmitgliedern auf den Philippinen

Die Beziehung zu den Eltern ist auf den Philippinen mit sehr viel Respekt verbunden. L. B. meint dazu, dass die Meinungen eines/einer Älteren und besonders die der Eltern niemals in Frage gestellt werden und das „Zurückreden“ der Jüngeren untersagt ist.

Als L. B. nach Österreich auswanderte pflegte sie regelmäßigen Kontakt zu ihrem Vater und ihrer älteren Schwester. Da ihre Familie damals kein Telefon besaß, basierte der Kommunikationsaustausch auf dem Austausch von Briefen, welcher sich über lange Zeitperioden erstreckte. Antwortbriefe erreichten erst nach drei Monaten ihre Adresse in Wien.

Dieser Kontakt hat sich mittlerweile intensiviert. L. B. telefoniert mindesten zwei Mal im Monat mit ihren Familienmitgliedern. Über die modernen Kommunikationstechnologien wie dem Internet ist es möglich via Webcam zu kommunizieren. Auch zu ihren Tanten und Cousinen, die in den U.S.A. zuhause sind, pflegt sie regelmäßigen Kontakt. Der Familienzusammenhalt stellt für L. B. eine Selbstverständlichkeit dar.

die Remittances

Seit ihrem Aufenthalt in Österreich bestimmen bis heute auch die Remittances die

Beziehungen von L. B. zu ihren Verwandten auf den Philippinen.

Seit ihrer Emigration aus den Philippinen schickt L. B. ihrem Vater regelmäßig Geld, mit dem er sich sein Leben auf den Philippinen finanziert. Auch ihre Schwester ist in den vergangenen Dekaden oft von den Remittances ihrer Schwester (L. B.) abhängig gewesen. Mit den Geldrücküberweisungen ermöglichte L. B. ihren Neffen und ihrer Nichte spezifische Ausbildungen, Projekte und Geschäfte, die nur zum Teil ihren Zweck erfüllten. Oft waren ihre Verwandten auf das überwiesene Geld von L. B. angewiesen, dass L. B. gerne schickte.

Andere monetäre Investitionen in das Heimatland

Mit den Ersparnissen hat L. B. auch die Grundstücke, die ihre Mutter für die Finanzierung ihrer Krankenschwesterausbildung verkaufen musste, zurück kaufen können. Auf einem dieser hat sie ein Haus bauen lassen, in dem heute ihr Vater lebt. Wenn sie im Urlaub in ihr Heimatland reist, wohnt L. B. in diesem Haus, das mit genügend Zimmern ausreichend Raum für Gäste bietet.

Außerdem hat sie eine Kirche in ihrem Heimatdorf errichten lassen, und so einige ihrer Verwandten und Bekannten für den Bau entlohnt.

4. Reflexion

Als L. B.'s Kinder noch klein waren, reiste sie nur alle drei, vier Jahre in ihr Herkunftsland. Dies hat sich in den letzten Jahren jedoch geändert. Ihre letzten paar Reisen tätigte sie in einjährigen Abständen, was unter Anderem sicherlich auch wegen dem Kirchenbau erfolgte.

Obwohl die Migration für die zurückgebliebenen Familienmitglieder oft eine finanzielle Absicherung bedeutete, konnte L. B. auch die negativen Auswirkungen erkennen. Hier schildert sie beispielsweise die Situation ihres Großvaters, der unter der Auswanderung seiner Töchter sehr litt. Diese verließen die Philippinen, um ihren Beruf als Krankenschwestern in den USA auszuüben, und waren auch in seinem hohen Alter nur selten auf den Philippinen.

Finanziell war der Großvater von L. B. zwar in der Lage, sich PflegehelferInnen zu leisten, jedoch war es nicht dasselbe.

Wenn L. B. heute auf ihr Leben in Österreich zurück blickt, kommt sie zum Entschluss:

„(...) ich muss sagen, ich hab wirklich Glück gehabt.“ (vgl. Interview 1, S.25/Zeile:23-24)

Neben ihrer Anstellung in der UNO, hatte sie in vielen anderen Lebensbereichen viel Glück gehabt. Sie bereut ihre Migrationsbewegung nach Österreich nicht. Sie ist sehr zufrieden mit ihrer Arbeit und freut sich auf ihre Pensionierung nächstes Jahr. In ihrer Pension plant sie mehrmonatige Aufenthalte in ihrem Heimatland. Ihr Leben in Wien fasst L.B. als eine sehr „lehrreiche Zeit“ zusammen.

10.1.2. Interview 2: V. R.

1. Ausbildung und Migration

Schulbildung

„(...) als junges Mädchen, wie gesagt, ich hab harte Job gehabt, dass I in die Schule gehen kann: Mein Ziel war damals wirklich, Schule, Schule, Schule, dass i fertig und Ausland. Das war mein Ziel gewesen und das hab ich geschafft.“

(vgl. Interview 2, S.24/Zeile:27-30)

Da ihre Eltern aus finanziellen Gründen nur die Älteste³⁹ in die Schule schicken konnten, finanzierte V. R. zu Beginn ihre Ausbildung und die ihres Bruders indem sie als Haushaltshilfe für den Missionar, der das Haus der Eltern mietete, arbeitete. Mit 13 Jahren zog sie für drei Jahre zu ihrem Onkel nach Taal, um bei ihm als Dienstmädchen zu arbeiten. Dafür konnte sie weiter in die Schule gehen, da durch ihre „Anstellung“ die Finanzierung gesichert war.

„Ja das ist schwierig. Ich habe bei meiner Hauptschule, habe ich so, dass i am Abend angefangen zum Beispiel bügeln. Ich bin schon müde so um ein Uhr, habe geschlafen in den Haufen von Gewand, von Wäsche, hab i geschlafen, bin munter um 3 oder so, einundhalb Stunden hab i geschlafen, hab i weiter gebügelt. (lacht) Bis ich fertig in der Früh. (lacht)“ (vgl. Interview 2, S.2/Zeile:28-34)

Die Arbeit als Dienstmädchen war sehr energie- und zeitintensiv. Die gleichzeitige Bewältigung der Schulbildung ließ V. R. keine Freizeit. Dieser Zeit verdankt sie neben

³⁹ Auf den Philippinen ist die Finanzierung der Schulbildung aller Kinder oft nicht möglich. Steht also die Entscheidung offen, in wessen Ausbildung investiert werden soll, fällt der Entschluss fast immer auf das erstgeborene Kind.

ihrer Willensstärke, Durchhaltevermögen und einen ausgeprägten Kampfgeist, der während dem Interview in bestimmten narrativen Lebensereignissen erkennbar wurde.

Krankenschwesterausbildung

Während V. R. noch bei ihrem Onkel arbeitete, war ihre ältere Schwester bereits als Hebamme in Österreich tätig. V. R. Schwester kam im Jahr 1974 nach Wien und gehört zu einer der ersten philippinischen Pflegekräften im österreichischen Gesundheitswesen. Sie motivierte V. R. zum Abbruch der kaufmännischen Ausbildung und riet ihr zu einer Krankenschwesterausbildung, da sich diese Arbeit als gewinnbringender erweisen würde. V. R. nahm den Rat ihrer Schwester an, die sich um die Finanzierung der mehrjährigen Ausbildung zur Diplomkrankenschwester kümmerte.

Migrationsmotiv und -entschluss

V. R. wuchs mit 8 Geschwister im Elternhaus in der Provinz Batangas auf. Um der Armut und den schlechten Lebensbedingungen, mit denen sie täglich konfrontiert war, zu entkommen, entschloss sie damals schon ins Ausland zu gehen.

Die grenzüberschreitenden Migrationsbewegungen weiblicher Arbeitskräfte auf den Philippinen stellen für sie keine Besonderheit dar, sondern gehören zur Tradition. Wie die meisten Filipinos/Filipinas, ist sie sich sicher, dass die besten Möglichkeiten Geld zu verdienen, nur im Ausland bestehen. Da sie nach Absolvierung der letzten Prüfung zur Diplomkrankenschwester unverheiratet und kinderlos war, war der Migrationsentschluss schnell gefällt. Kurz nach Beendigung ihres Studiums emigrierte sie am 3. März 1978 nach Österreich. Sie kam als Touristin nach Wien, und wohnte während ihrer Arbeitssuche bei ihrer Schwester und ihrem österreichischem Schwager.

2. Integration in Österreich

Bewerbung als Diplomkrankenschwester in einem österreichischen Spital

2 Monate nach ihrer Ankunft, hatte V. R. bereits am 9. Mai 1978 ihren ersten Arbeitstag im Lainzer Spital, wo sie dann auch ins Schwesternheim zog. Grund für diese rasche Anstellung im Spital zeigte sich im Arbeitswille von V. R..

Die erste Bewerbung im Lainzer Spital, die sie in Begleitung ihres Schwagers machte, scheiterte aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse. Zuhause angekommen bat sie

ihrer Schwager, ihr die wichtigsten Bewerbungsformalitäten (Name, Alter, Herkunft, Ausbildung auf den Philippinen und Interesse hier zu arbeiten usw.) niederzuschreiben, die sie nach einer Woche auswendig vor derselben Oberin referierte. Davon überzeugt, teilte die Oberin V. R. in eine Station ein, wo sie die Möglichkeit hatte mit fünf anderen Filipinas das Arbeitswesen der österreichischen Krankenhäuser kennen zu lernen.

“(...) wenn du weißt genau wie das Leben unten ist dann kämpfst du! (...)Dann musst du nur kämpfen, das geht nicht anders. Da musst du zeigen du kannst (...)sonst gehst du unter!” (lacht) (vgl. Interview 2, S.6/Zeile:37-41)

Bezug zur deutschen Sprache

Obwohl die Sprache eine große Herausforderung für V. R. darstellte, gewöhnte sie sich schnell an die österreichische Gesellschaft und fühlte sich demzufolge auch nach kurzer Zeit integriert. Für die Förderung und Erweiterung der deutschen Sprachfähigkeiten, machte sie einen zwei Semester langen Deutschkurs. Auch das aktive Zuhören und Nachsagen im Alltag, während ihrer Arbeitszeit und auch in ihrer Freizeit, stellte sich als gute Lernmethode dar.

Integration: persönliche Lebenseinstellung und –methoden

Die schnelle und gute Integration schreibt V. R. dem persönlichen Willen zu, Möglichkeiten des „Dazulernens“ zu nutzen und sich vorherrschenden Gegebenheiten anzupassen. Dabei war ihr bewusst, dass die Aneignung der deutschen Sprache der Schlüssel zur Integration in die Aufnahmegesellschaft darstellte. Und sah im Beobachten und der Nachahmung im Beruf, als auch in der außerberuflichen Zeit die beste Lernmethode.

Weil die Menschen auf den PH wenig besitzen, haben sie auch nicht viel zu verlieren. Daher schätzen sie auch jede ihnen dargebotene Möglichkeit und ergreifen diese. Aus diesem Grund sieht V. R. die rasche Anpassungsfähigkeit der Filipinos/Filipinas in der erlebten Armut auf den Philippinen begründet.

Außerdem machte sie sich von den philippinischen Gemeinschaften, die sich damals in Wien etablierten, unabhängig. So verzichtete sie gewollt auf die Parties und Events, die von den Filipinas/Filipinos in Österreich veranstaltet wurden. Im Beruf schätzte sie die Gegenwart ihrer fünf „Landsleute“ sehr, da sie V. R. unter Anderem in die Arbeitsroutine des Lainzer Spitals und in die lokale Sprache einführten. Sonst nutzte sie das Schwesternheim damals meistens ausschließlich um ihre Wäsche zu waschen und verbrachte den Rest ihrer Freizeit mit ihrem

heutigen Ex-Mann. In ihrer Unabhängigkeit bildeten sich auch immer stärker ihre persönlichen Interessen heraus, die sie in bestimmten Sportaktivitäten wie dem Schifahren erfüllt sah. Hier fügte V. R. hinzu, dass ihr erst in Österreich bewusst wurde, dass es in Ordnung war auch auf sich selbst zu schauen.

„Ich muss auch mich aufbauen!“ Dann hab ich gelernt, Tennis, dann hab ich gelernt Surfen, dann hab ich gelernt Reiten, und so weiter. Da hab ich auch an mich gedacht.“
(vgl. Interview 2, S.20)

Kulturelle Unterschiede

Weitere Wertvorstellungen, die V. R. erst nach einigen Jahren in Österreich kennen lernte waren beispielsweise die Entlohnung der Arbeit. Während V. R. auf den Philippinen für ihre Leistungen ihre Schulausbildung finanziert bekam und die Aneignung von materiellem Besitz sehr rar ausfiel, genoss sie in Wien die monetäre Bezahlung ihrer beruflichen Tätigkeiten. Sie hatte nun auch die Möglichkeit ihr Geld zu sparen, eine Eigenschaft die sie den ÖsterreicherInnen zuschreibt und sehr schätzen gelernt hat. Chancen für einen Urlaub zu sparen oder auch Geld für das Kind bei Seite zu legen sieht V. R. heute als sinnvolle Investitionen. Und meint hinzu, dass die meisten Filipinos/Filipinas eher verschwenderisch und unkontrollierte mit verdientem Geld umgehen.

Wenn sie heute auf die Philippinen reist um ihren Bruder zu besuchen, voluntären Tätigkeiten nachgeht oder einfach „nur“ Ferien macht, fallen ihr viele positive Entwicklungen auf. Die Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern war früher sehr unausgeglichen. Heute sieht V. R. Frauen am Lenkrad, was früher unvorstellbar war. Früher durften Mädchen nicht Schwimmen gehen, heute ist es erlaubt. Heiratsallianzen bedeuteten eine lebenslange Bindung, was sich aufgrund des weit verbreiteten Katholizismus entwickelte. Zwar sind Scheidungen heute nicht häufig, jedoch ohne Probleme durchführbar. Der vorherrschende Glaube veranlasste früher auch das Verbot der Verhütungsmittel, und so wurden viele Mädchen im jungen Alter schwanger, was eine verpflichtete Heirat mit dem Zeugungspartner bedeutete.

Mit den Jahren, als sie sich in die österreichische Gesellschaft gut integriert sah, näherte sie sich wieder ihren „ethnischen Wurzeln“ und wurde Mitglied der Philippine Nurses Association-Austria (PNA-A), bei der sie heute als Präsidentin aktiv ist.

Erfahrungen als philippinische Krankenschwester im österreichischen Spital

Seit 1997 ist V. R. Hygienefachkraft im Geriatriezentrum im 14. Wiener Gemeindebezirk. Seither arbeitet sie nicht mehr als „Basis-Personal“ an den Betten der PatientInnen. Rückblickend und aus den Erzählungen vieler ihrer Kolleginnen, weiß sie, dass die Arbeit ein sehr harter und anstrengender ist. V. R. betont, dass die Arbeit einer Krankenschwester bedarf sehr viel Einfühlungsvermögen, Nerven und Geduld.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Familiennachzug und Rekrutierung anderer philippinischer Diplomkrankenschwestern

Die familiären Bindungen kommen besonders durch das Gegenseitige Helfen zum Ausdruck. So vermittelte V. R.'s Schwester nicht nur sie nach Österreich sondern veranlasste auch den Familiennachzug der anderen Geschwister (mit Ausnahme von einem Bruder, der auf den PH blieb), die sich auch ein Leben in Österreich aufgebaut haben.

V. R. selbst war aufgrund ihrer guten Beziehungen zu österreichischen Behörden an der Rekrutierung von mindestens 200 philippinischen Krankenschwestern nach Österreich beteiligt.

Kontakte zu Familienmitgliedern auf den Philippinen

V. R. pflegte die Kontakte zu ihren Eltern anfänglich mit Briefwechsel, der sich meistens über drei Monate zog. Telefonate wurden damals kurz und bündig gehalten. Dabei wurden immer nur wichtige bzw. nennenswerte Informationen vermittelt, weil das Telefonieren sehr teuer war. Als V. R. Eltern noch lebten, schickte sie regelmäßig Geld nachhause.

Mitglied bei philippinischer Organisation in Wien

Während sich V. R. eher von den philippinischen Gemeinschaften abwandte, nimmt sie heute eine wichtige Rolle in der Organisation Philippine Nurses Association-Austria ein und zeigt sich in der Organisation von philippinischen Veranstaltungen sehr engagiert. Dabei schätzt sie das Zusammenkommen und das gemeinsame Essen mit ihren KollegInnen. Seit ihrer Amtszeit als Präsidentin der PNA-A, kümmert sie sich um die regelmäßigen Spendeaktionen die sich auf die Philippinen konzentrieren. Die PNA-A unterstützt in Manila

unter Anderem die Organisation „Sagip Buhay“⁴⁰, wo V. R. in Vertretung der Organisation bereits einige Male zu Besuch war.

4. Reflexion

Rückblickend, sieht V. R. in der Migration nach Österreich eine richtig gefällte Entscheidung. Sie ist zufrieden mit ihrem Mann, ihrer Familie, ihrem Job und hat mit keinen gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Sie ist zwar nicht reich, aber sie kann sich leisten was sie möchte. Österreich hat sich zu ihrer 2.Heimat entwickelt und da will sie auch nach ihrer Pensionierung bleiben.

Um mich in meinen Recherchen über philippinische Krankenschwestern zu unterstützen vermittelte mich V. R. mit weiteren InformantInnen, die in dieser Arbeit ebenfalls repräsentiert werden.

10.1.3. Interview 3: S. A.

1. Migrationen

Migrationsmotive und -entschlüsse

S. A. ist die Jüngste von 8 Kindern und daher immer „very pampered“ gewesen.

Die finanzielle Lage ihrer Eltern war damals stabil. Sie mussten sich selten mit finanziellen Problemen auseinandersetzen, da sie Erbgrundstücke besaßen, die für die Erhaltung der Familie reichten.

Zu diesem Zeitpunkt lebte ihr Bruder bereits vier Jahre in Wien, der S. davon überzeugte nach Österreich zu kommen. Mit den gesellschaftlichen, sozialen und politischen Situationen auf den Philippinen vertraut, garantierte ihr Bruder ihr eine sichere Zukunft und bessere Chancen als Krankenschwester im Ausland, was S. schlussendlich auch zu ihrer Migration nach Wien bewegte.

⁴⁰ *Sagip Buhay* ist eine Organisation, die kranken, hilfsbedürftigen Menschen finanzielle Unterstützung bieten, die sich keine ärztlichen Versorgung und Medikamente leisten können. „Sagip Buhay“ wird von verschiedenen Vereinen „am Leben“ erhalten, worunter auch die PNA-A zählt.

Ankunft in Wien

S. A. kam als Touristin nach Wien. Die ersten paar Monate lebte sie mit ihrem Bruder und seiner Frau zusammen. Zur Zeit ihrer Ankunft fehlte es S. A. an kontextbedingtem sprachlichem Kapital, was ihren Bewegungsraum extrem einschränkte. Neben der Abhängigkeit von ihrem Bruder, fehlte ihr auch der Zugang zum Arbeitsmarkt. Diese Situation verstärkte S. A. Heimweh und sie fühlte sich oft sehr traurig.

Einige Monate später begann sie jedoch in Mödling als Krankenschwester zu arbeiten. Als sie ihr erstes Monatsgehalt bekam wurde ihr unter anderem bewusst, dass sie sich damit einen gewissen Lebensstil leisten und mit der Zeit auch langsam unabhängig machen konnte. Diese Erkenntnisse wirkten sich auch auf ihre Einstellung aus, und so begann ihr das Leben in Österreich zu gefallen.

Oszillierende Migrationsbewegungen

S. A. fügte hinzu, dass sie trotz ihrer zurückkehrenden Lebensfreude, ihr die Familie auf den Philippinen sehr fehlte. Diese Bedingungen brachten sie dazu, nach nur kurzer Zeit in Österreich, das Land wieder zu verlassen und kehrte auf die Philippinen zurück. Dort heiratete sie ihren Freund und gründete eine Familie. Mit ihrer Mutter zog S. 10 Jahre lang ihre beiden Söhne auf und entschloss dann wieder nach Wien zurückzukehren. Obwohl ihr Ehemann Arzt für die philippinische Mittelschicht war, konnte er als alleiniger „Breadwinner“ seine Familie nur knapp über Wasser halten. S. A. sah die Zukunft ihrer Kinder nicht gesichert und konnte ihnen damals nicht viel bieten, was sie zum Entschluß führte ein weiteres Mal ihr Herkunftsland zu verlassen, um in Wien wieder ihrer Profession als Krankenschwester nachzugehen. Weniger überzeugt davon war ihr Ehemann, der gegen die Migrationsentscheidung von S. A. war. S. A. emigrierte trotzdem.

2. Integration in Österreich

Die darauf folgenden vier Jahre arbeitete S. A. viel und schickte monatlich den größten Teil ihres Monatslohes auf die Philippinen. In diesen vier Jahren kamen auch ihre Söhne als Touristen für ein paar Wochen nach Wien, die nach ihrem Aufenthalt versuchten ihren Vater von einem Wohn- und Lebenswechsel nach Österreich umzustimmen.

Kurz darauf reiste S. A. wieder auf die Philippinen und konnte ihren Ehemann und die Kinder endgültig von Österreich überzeugen. Auch die steigende Kriminalität auf den

Philippinen und besonders ein Kriminalfall in ihrer unmittelbaren Wohngegend/Nachbarschaft führte das Ehepaar dazu im Jahr 1995 ihr Heimatland mit beiden Söhnen zu verlassen. S. A. Ehemann konnte seinen Beruf als Arzt aufgrund der fehlenden Deutschkenntnisse nicht ausüben.

Erfahrungen als Diplomkrankenschwester in Wien und der Bezug zur deutschen Sprache

Heute arbeitet S. A. seit sechs Jahren als Heimhilfe. Sie kümmert sich um eine alte pflegebedürftige Frau, die aufgrund eines Schlaganfalls, auch ihre Sprechfähigkeiten verloren hat. Untertags ist S. A. damit beschäftigt sie zu pflegen, zu waschen, für sie zu kochen und sie zu unterhalten. Die Beziehung zueinander basiert auf einer nonverbalen Kommunikation, was sich mit der Zeit auch auf S. A. deutschen Sprachfähigkeiten ausgewirkt hat. Sie beherrscht die lokale Sprache nur wenig und unterhält sich mit ihrem Umkreis daher auch lieber auf Englisch oder Tagalog.

Kulturelle Unterschiede

In Österreich ist es üblich die älteren bzw. pflegebedürftigen Familienmitglieder in Alters- oder Pflegeheime zu schicken, wo sich dann meist „fremde“ Menschen – also das Pflegepersonal - um das Wohl und die Pflege dieser kümmern.

Dieser Umgang mit den Älteren war S. A. neu, da er sich extrem von jenem auf den Philippinen unterschied. Auf den Philippinen drückt sich der Respekt, den man vor den „Älteren“ hat, neben den rituellen Gesten, auch im Verhalten der jüngeren Generation aus, für die Pflege und Fürsorge der „Älteren“ eine selbstverständliche Lebensaufgabe darstellen.

S. A. erklärt sich diesen Umgang zum Teil mit der unterschiedlichen Zeiteinteilung auf den Philippinen und in Österreich. Während die Menschen in Wien eher auf den individuellen Fortschritt fokussiert sind, rücken unbewusst auch die familiären Verpflichtungen - die auf den Philippinen vordergründlich sind – in den Hintergrund. Andere Lebens- und Arbeitssituationen implizieren einen divergenten Umgang mit der zeitlichen Organisation.

Außerdem empfindet S. A. die Stadt Wien im Vergleich zu Manila (Fussnote: Manila ist die Hauptstadt von den Philippinen) als eine relativ ruhige Stadt. Die Ruhe und Stille, die sie in Wien erfährt, hat sie auf den Philippinen nie erlebt. Dort bestimmen vor allem die vielen Kinder, der Verkehr und die Musik den „*sound of life*“ der Umgebung.

Wenn Sarah heute an die Philippinen und ihre Leben als Mädchen und junge Frau zurückdenkt, fallen ihr besonders die Veränderungen in den Lebensstilen der heutigen Generation auf. Während sie ihre eigene Generation als „more modest“ und „not so influenced by the western culture“ bezeichnet, ist die großzügige Übernahme westlicher Lebensformen und –stile der heutigen jüngeren Generation sehr deutlich zu erkennen. Dabei spielt ihrer Meinung nach die Präsenz der Amerikaner, in Form von amerikanischen Produkten und Medien einen signifikanten Einfluss.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Familiennachzug und Remittances

S. A. zahlreichen Migrationsbewegungen wirkten sich auch auf ihre familiären Verhältnisse und Bündnisse aus. Während sie in Wien arbeitete und den größten Teil ihres monatlichen Einkommens nachhause schickte, kümmerte sich auf den Philippinen besonders ihr Ehemann um die gemeinsamen Söhne.

1995 schaffte es S. A. ihren Ehemann und ihre beiden Söhne nach Wien „nach zu holen“.

Nach wie vor legt S. A. sehr viel Wert auf den Zusammenhalt der Familie. Um diese Stabilität beizubehalten, setzt sie sich regelmäßig einmal die Woche mit ihrem Ehemann und ihren Söhnen zusammen um signifikante Ereignisse der vergangenen Woche zu besprechen. Dabei werden auch Probleme und Lösungsvorschläge besprochen.

4. Reflexion

Rückblickend ist S. A. heute sehr glücklich. Nach vielen Schwierigkeiten, die mit ihren zahlreichen Migrationsbewegungen einhergingen ist sie nun endlich mit ihrer Familie vereint. Obwohl sie auf den Philippinen in einem Haus lebten und heute in einer kleineren Wohnung residieren, ist S. mit ihrem Leben sehr zufrieden. Hier meint sie, dass sie in Österreich andere Vorteile und Möglichkeiten genießen, die auf den Philippinen nicht gegeben waren/sind. Ihre Zukunft sieht sie in Österreich, wo sie mit ihrer Familie bleiben will.

10.1.4. Interview 4: H. Z.

H. Z. kam mit 23 Jahren am 1. Oktober 1980 nach Wien. Mit ihren Eltern und sechs Geschwistern wuchs sie im Norden Luzons auf. H. Z. zählt sich zu den Ilocano-sprechenden Gruppen der Philippinen.

1. Ausbildung und Migration

Krankenschwesterausbildung und Migrationsmotiv

„Aber ich möchte Menschen helfen. Meine Mama, meine Papa. Weil wenn die krank sind, ich muss helfen. So war das meine Einstellung.(...)“ (vgl. Interview 4, S.10/Zeile:22-24)

Eigentlich wollte H. Z. Chemie-Ingenieurin werden. Gedanken über das zukünftige Wohl ihrer Eltern, aber auch das Interesse anderen Menschen zu helfen nahmen mit der Zeit jedoch zu und so entschied sie sich doch für eine Ausbildung als Krankenschwester.

Nach der Absolvierung ihrer 5-jährigen Ausbildung arbeitete H. Z. als „clinical instructors“ im Krankenhaus. Diese Position als Lehrerin ermöglichte es ihr, den Studierenden die praktische Arbeit im Krankenhaus näher zu bringen. Währenddessen hoffte sie auf eine Chance ins Ausland zu gehen und dachte primär an eine Migration in die U.S.A., wo ihre Cousin und ihre Cousine ein eignes Spital verwalteten. Jedoch kam das Angebot ihrer Schwester nach Österreich zu kommen schneller. Ihre Schwester ließ ihr Flugticket zukommen, welches H. Z. am 1. Oktober 1980 nach Wien brachte.

2. Integration in Österreich

Ankunft in Wien

H. Z. wohnte anfangs bei ihrer Schwester, die mit ihrem Ehemann und der gemeinsamen Tochter zusammen lebte. In den ersten 6 Monaten kümmerte sich H. Z. um ihre Nichte, half ihrer Schwester im Haushalt.

Obwohl sie die unmittelbare Nähe und Hilfe ihrer Schwester sehr schätzte, quälte sich H. Z. mit staken Heimweh. Ihre abhängige Situation, die fehlenden Sprachkenntnisse, die eine Unmöglichkeit darstellten ihrer Berufung als Krankenschwester nachzugehen, intensivierten dieses Gefühl.

„Das ist traurig, traurig. Was mach ich nur, nur Kindermädchen da und kochen und putzen. Und ich hab meine Ausbildung.“ (vgl. Interview 4, S.3/Zeile:53-54)

Bezug zur deutschen Sprache

Spätestens an ihrem ersten Arbeitstag, stellte H. Z. fest, dass ihre Sprachkenntnisse, die sie sich im Deutschkurs an der Universität Wien angeeignet hatte, in der Praxis bzw. in ihrem Beruf nicht von Nutzen waren. Begriffe wie „Schüssel“, „Schmerzen“ und andere Wörter, die ihr während der Arbeitszeiten unterkamen, begann sie alphabetisch zu notieren. Diese Vokabeln lernte sie dann meistens über Nacht um sie dann auch in ihren Arbeitszeiten einzusetzen.

Im selben Jahr lernte sie auch ihren heutigen Ehemann kennen, denn sie 1985 in Österreich standesamtlich und Anfang des darauf folgenden Jahres auf den Philippinen kirchlich heiratete.

Erfahrungen als philippinische Diplomkrankenschwester im österreichischen Spital

Nach einem halben Jahr fasste H. Z. den Mut und nahm Kontakt zu den Freundinnen ihrer Schwester auf, die im AKH als Krankenschwester tätig waren. Diese nahmen sie herzlich auf und motivierten H. Z. sich im AKH als Krankenschwester zu bewerben.

Am 1. Juni 1981 begann H. Z. im Kaiser-Franz-Josephs Spital in der Chef-Station der Chirurgie zu arbeiten.

„(...) Wir haben diesen „all-around“, ja?! Wir können (...)verschiedene Sprachen auch (...) Du kannst Englisch, dann kannst du Deutsch, nicht so perfekt Deutsch. Manche können a noch Spanisch, aber trotzdem... das ist schwer. Aber dieses „all-around“ im Spital zu arbeiten, das ist gut, ja?!“ (vgl. Interview 4, S.9/Zeile:43-47)

Agrund der zahlreichen Erfahrungen die sie bereits auf den Philippinen machte, erträumte sie sich auch in Österreich ihre Fähigkeiten als Assistentin in der Chirurgie oder in der Gynäkologie einzusetzen. Jedoch stellte sie schnell fest, dass man den Krankenschwestern in den österreichischen Krankenhäusern nicht soviel Verantwortung zutraute wie auf den Philippinen.

„(...) irgendwie erniedrigend für mich, ja?! Weil die Leute, die Patienten haben ich gedacht, ich bin nur da für die Schüssel zum Wegtragen. Und Betten machen. (...) Dann hab ich dann gedacht, (...) ich habe eine gute Ausbildung!(...)Wir sind all-around (...) Wir dürfen alles machen. Blutabnahme. Und ich habe auch viele Erfahrung. Wir haben Venflon gesetzt; (...) habe ich viele Geburten selber auf die Welt. (...) auf der Kinder-Abteilung gearbeitet.“(vgl. Interview 4, S.19/Zeile21-44)

Heute arbeitet H. Z. bereits über 30 Jahre im Kaiser-Franz-Josephs Spital, wo sie sich auf der Chirurgie-Station als Krankenschwester bereits einen guten Ruf erarbeitet hat. Obwohl ihre Arbeit immer schon mit viel Stress verbunden war, wird es mit dem Alter immer schwieriger mit der hohen Arbeitsbelastungen umzugehen. Mittlerweile leidet auch ihre Gesundheit darunter.

Kulturelle Unterschiede

H. Z. stellte auch fest, dass die Position einer Hebamme in Österreich höher als die der Krankenschwester ist. Im philippinischen Kontext ist dieses Verhältnis umgekehrt. Auf den Philippinen stellt die Ausbildung einer Hebamme ein Teil des gesamten Krankenschwester-Studiums dar, was die ausgebildete Diplomkrankenschwester automatisch beruflich höher positioniert.

„Aber in Philippinen sind höher als die Hebamme und die Hebamme sind unter uns. Ja?! Und wenn eine Hebamme die Ausbildung in Philippinen hat, und sie will Krankenschwester, muss sie noch zwei Jahre zusätzlich lernen, und so. Aber unsere Ausbildung ist schon Hebamme dabei.“ (vgl. Interview 4, S.17/Zeile:3-7)

Diskriminierungserfahrungen

Ihre phänotypischen Merkmale⁴¹ veranlassen bis heute Menschen aus ihrem Arbeitsfeld, aber auch jene des öffentlichen Bereiches dazu, beleidigende Kommentare über ihr Aussehen zu tätigen. Beispielsweise wollte sich eine Patientin nicht von ihr behandeln lassen, da sie zu jung und daher zu unerfahren wirkte. Im Supermarkt wurde sie mit den Einkaufswagen auf die Seite gestoßen und beschimpft.

H. Z. meint jedoch, dass sie sich mit der Zeit eine dicke Haut wachsen lassen und dass sie nun immun gegen die verbalen Attacken sei.

⁴¹ H. Z. ist eine kleine, sehr zierliche und jung aussehende Frau.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Familiennachzug

H. Z.'s älteste Schwester, die damals bereits 50 Jahre alt war, kam mit Hilfe ihrer beiden Schwestern nach Österreich.

H. Z. war auch für den Umzug der Schwägerin nach Österreich verantwortlich.

„(...) meine Schwägerin hab ich geholt und dann hat sie den Mann geholt. Also mein Bruder. Und die ham die fünf Kinder geholt auch. (...) die eine hats hier in Philippinen die Krankenschwesterausbildung gemacht, aber die andere ham sie hier Pflegehelferin-Kurs gemacht, ja?! Und die hams auch schon Familie. Ja, und wir sind so viele, sag ich. So viele!“ (vgl. Interview 4, S.8/Zeile:31-37)

H. Z. fügt dem hinzu, dass die Familienmitglieder aus den Philippinen - die sich in Österreich niedergelassen haben - arbeiten und nicht von der Sozialhilfe leben.

Als H. Z. eine Tochter zur Welt brachte, „holte“ Verstärkung aus den Philippinen und stellte ihre älteste Nichte bei sich zuhause als Kindermädchen und Haushaltshilfe ein. Ihre Nichte war damals Mitte 20 als sie 1988 nach Wien kam. Mit der Rekrutierung hatte sie die Möglichkeit Geld zu verdienen, wovon sie einen Anteil nach Hause schickte.

Heute leben viele Verwandte von H. Z. in Europa.

„(...) die ganze Familie, Verwandtschaft, meistens sind Europa. Aber von verschiedene, aber in Österreich is so viel. Sonst, die andere ist in Island, in London.“ (vgl. Interview 4, S.10/Zeile:55-57)

die Remittances

„Die gehen in die Uni in Philippinen. Kostet eine Ausbildung, so teuer. Auch wenn sie auch dort arbeiten meine verwandte für die Familie, das ist trotzdem zu wenig. Da habe ich gesagt, da helf ich meinen Geschwister, die Kinder die Ausbildung machen. (...) Ja habe Geld geschickt, monatlich. Das macht alle Filipino, glaub ich, ja?! (...) ich habe immer gesagt:“Bitte Krankenschwester lernen! Vielleicht kommts ihr irgendwann hier in Österreich, ja?!“ (...) die Ausbildung als Krankenschwester kostet viel. (...) Und hab ich immer Geld geschickt. Geschickt, geschickt, geschickt! (...) Obwohl meine Bruder hat

auch eine Arbeit gehabt, aber ich hab, wollte denen helfen. Das kommt von meinem ganzen Herzen, ja?!“ (vgl. Interview 4, S.12/Zeile:15-34)

H. Z. unterstützt ihren Bruder bei der Ausbildungsfinanzierung seiner Kinder. In finanziellen Notlagen ist sie auch für ihre Schwester da, die auf den Philippinen geblieben ist.

Einer ihrer Brüder kam einige Jahre nach ihrer Ankunft in Wien, bei einem Motorrad Unfall ums Leben. Er hinterließ 5 Kinder, die seither von H. Z. finanziell unterstützt werden.

H. Z. erzählt auch über die Geldrücküberweisungen ihrer Schwester, die ebenfalls in Österreich lebt.

„Ja, die hama damals abwechselnd. Ich schicke Ende und sie schickt Mitte. Das Geld. Immer was. Also die, kann man sagen, meine Verwandte sind verwöhnt.“ (vgl. Interview 4, S.13/Zeile:18-20)

Mitglied bei philippinischer Organisation in Wien

H. Z. ist aktives Mitglied verschiedener philippinischer Organisationen in Wien. So wie V. R.⁴² ist sie Mitglied der Organisation PNA-A, ist aber auch im Verein der Ilocano tätig. Beide Organisationen zählen zum Verbund „League of Filipinos in Austria“, welcher viele philippinische Organisationen in Österreich umfasst. H. Z. kümmert sich in beiden Zusammenschlüssen primär um die Buchhaltung und die Kostüme, die bei den Veranstaltungen und Events wie den philippinischen Bällen getragen werden.

Der Verein der Ilocano setzt sich aus jenen Filipinos/Filipinas zusammen, die aus dem Norden Luzons kommen und der Ilocano-Sprachengruppe angehören. Der Zusammenschluss dient der finanziellen Unterstützung verschiedener Projekte, die den Armen auf den Philippinen zugute kommt.

Dabei steht den aktivsten Mitgliedern des Vereins eine bestimmte Geldsumme zur Verfügung, mit der sie ein selbst gewähltes Projekt auf den Philippinen unterstützen dürfen. Vor der Umsetzung werden die anderen Vereins-Mitgliedern darüber informiert, die der finanziellen Investition entweder zustimmen oder sich dagegen entscheiden.

Vor einigen Jahren unterstützte der Verein die Organisation „Gawad Kalinga“ auf den Philippinen, die sich um die Fürsorge der bedürftigen Filipinos/Filipinas sorgen. Dabei wurde ein „housing project“ unterstützt, bei dem Häuser für obdachlose Familien erbaut wurden.

⁴² Siehe Kapitel 10.1.2. Interview 2: V.R.

Die Gebäude wurden dann nach den Spendern benannt.

Als es aufgrund starker Regenfälle zu Überschwemmungen in Österreich kam, spendete der Verein auch an die österreichische Hilfsorganisation „*Licht ins Dunkel*“.

Das Geld, mit dem diese verschiedenen Projekte finanziert werden, wird hauptsächlich durch die Tombolas eingenommen, die auf den unterschiedlichen Benefizveranstaltungen - Events wie die jährlich stattfindenden philippinischen Bälle, Weihnachtsfeiern usw. – großzügig verkauft werden.

Fast jeder Gast der Veranstaltungen ist im Kauf von Tombolascheinen involviert. So unterstützen sich die verschiedenen philippinischen Vereine in Wien. Die Mitglieder der Organisationen verkaufen vor und während der Feste Tombolascheine, dessen Erlös nicht nur das Bestehen der Vereine bedingt, sondern eben auch die Unterstützung der Hilfsprojekte möglich macht.

H. Z. fügt hinzu, dass es beim Kauf der Tombola-Scheine nicht primär ums Gewinnen geht, sondern indirekt um die Unterstützung des Vereins bzw. der Organisation, die sich um die Finanzierung bestimmter Hilfsprojekten bemühen.

4. Reflexion

H. Z. fühlt sich in Österreich, aber auch auf den Philippinen zuhause. Überlegungen nach der Pensionierung zu remigrieren schlägt sie aus, da sie ihren Ehemann und ihre gemeinsame Tochter nicht alleine lassen will.

„(...)wenn ich in Pension bin nach Philippinen. Weil dort ist meine Heimat, ja?! (...) Aber weil der H. da ist, hab ich gesagt, mache ich dort nur Urlaub. Weil wenn du öfter:“Ich hab Heimweh!“ aber wenn du dann dort wieder in Philippinen, hast du auch hier wieder Heimweh.“ (vgl. Interview 4, S.14/Zeile:14-18)

Gedanken über das zukünftige Pflegepersonal in den österreichischen Spitälern führen H. Z. zu folgenden Aussage:

„Aber dann auf einmal, ham sie dann (...) da in der Ostblock offen ist, kommen dann so viele. Das ist dann Konkurrenz zu den Philippinen. Deswegen sagen sie, warum sollen sie Filipinos nehmen, wenn die eh von... deswegen wir wollen, dass die Botschaft wieder

irgendwas machen. Die Filipinos, die von 1973, ,75 gehen schon in Pension. (...) es gibt schon Filipinas da, die Krankenschwestern sind, aber die habens hier die Ausbildung. (...) Das ist ganz anders, ja?! (...) aber es ist ganz andere Mentalität als eine die in Philippinen die Ausbildung gemacht hat.“ (vgl. Interview 4, S.10/Zeile:4-12)

10.1.5. Interview 5: E. L.

1974 kam E. L. kam mit 23 Jahren nach Wien. Sie gehörte zur ersten Gruppe der rekrutierten Diplomkrankenschwestern nach Österreich.

1. Ausbildung und Migration

Entschluss zur Krankenschwesterausbildung

E. L. Mutter sah in ihrer Tochter eine zukünftige Lehrerin, da sie selber, aber auch ihre Tanten und Schwägerinnen diesen Beruf ausübten. E.L. fühlte sich jedoch nicht berufen diese Tradition fort zu führen und entschloss eines Tages die Krankenschwesterausbildung zu machen. Der Entschluss verfestigte sich als E.L. eines Tages 2 Briefe erhielt, die sie unabhängig voneinander von ihren Tanten zugeschickt bekam. Beide waren Krankenschwestern in Cebu. Beide Briefe enthielten Fotografien, die einen prägenden Eindruck auf E. L. hinterließen:

„Und da drinnen, in diesen Briefen waren Bilder von sich, von Ihnen, von meinen Tanten mit (...) weiße Haube und Krankenschwesteruniform. Und die ham gesagt: 'Maybe you could be one of us one day!'“ (vgl. Interview 5, S.3/Zeile:21-25)

Krankenschwesterausbildung

Neben der Theorie, wurde bei der Ausbildung der Diplomkrankenschwestern auch viel Wert auf die praktischen Erfahrungen dieser gelegt.

„Wirklich „hands-on“ Patienten-Pflege, ja?! Wir haben gelernt wie man einen Menschen, liegend, also er liegt, sich wäscht. Kopf waschen, wenn er liegt und auch Ganzkörper-Pflege, ja?! Sehr sehr aufwendig und zeitintensiv. Wir haben gelernt Spritze zu geben. (...) Na es gab Richtlinien, wie man die richtige Stelle findet, ja?! (...) haben gelernt wie man Infusionen gibt (...) Wir haben auch gelernt in der Chirurgie zu assistieren, im O.P. zu assistieren. Wie man Wunden pflegt nach der O.P.; oder wie man Wunden steril hält

oder einen Raum steril macht (...) wir haben über ansteckende Krankheiten gelernt (...) “
(vgl. Interview 5, S.4/Zeile:37-47; S.5/Zeile:1-7)

Das Studium als Diplomkrankenschwester beinhaltete auch die Studienfächer „diet and nutrition“, „Pharmakologie“ und „Psychiatrie“.

Um die Arbeitsweisen der bereits ausgebildeten Diplomkrankenschwestern kennen zu lernen, wurden die StudentInnen in verschiedene Abteilungen des Krankenhauses eingeteilt, wo sie drei Monate lang praktische Erfahrungen sammelten. E.L. arbeitete drei Monate in der Kinderabteilung, durfte drei weitere Monate in der Geburten-Station dem Arzt als Hebamme assistieren und lernte in 12 Wochen lang auch mit psychisch kranken PatientInnen umzugehen.

„Ich habe 15 Kinder, alle Elsa genannt. Ich habe immer mit der Mutter,... gesagt: “Die heißt jetzt Elsa, okay?!” (wir lachen) Ich hab viel Spass gehabt. (...) das war meine, eine meiner Lieblingsstationen! (...) oder auf der Psychiatrie, war auch sehr lustig. (...) Da mussten wir einen kranken, psychiatrischen Patienten, wie sagt man, studieren. (...) Wir müssen eine Studie machen über diese bestimmte Person. Du musst einen Programm aufstellen, wie du ihn weiter pflegst (...) Du musst das analysieren. (...) Wir waren dort (...) 3 Monate intensiv jeden Tag mit Patienten.“ (vgl. Interview 5, S.5/Zeile:33-38)

Migrationsmotive

„(...) Es ging gar nicht ums Geld verdienen oder so, sondern einfach in die weite Welt hinaus. Ich kam aus einem kleinen Dorf in Mindanao.(...) Diese Entscheidung hab ich schon gepflegt seit ich 10 Jahre alt war. Ich wollte hinaus. Seit ich klein war, wollte ich, hab ich immer geträumt ins Ausland zu gehen.“ (vgl. Interview 5, S.1/Zeile:25-33)

E. L. träumte bereits als junges Mädchen vom Ausland.

„Mit 10 Jahren hab ich nämlich Bücher geliehen bekommen von einem Pfarrer, ein Amerikaner. Und das sind so amerikanische Bücher, englische Bücher, wo Bilder waren von Kindern mit schwarzen Lackschuhen und weissen Socken, ja?! Die spielen im Spielplatz (...) mit so Rüschenkleider (...) und ich hab mir gedacht:“Herst, ich möchte auch dort gehen, wo ich mit Lackschuhen spielen...“, weil wir haben gekriegt neue Schuhe, einmal im Jahr; das war zur Fiesta. Und ich hab mir gedacht, das muss so ein tolles Land sein, wo auch die Kinder Englisch sprechen.“ (vgl. Interview 5, S.2/Zeile:2-9)

Als E. L. in die High-School ging, spezifizierten sich ihre positiven Imaginationen über das Ausland auf Europa.

„In High-School, wie ich Teenager war, hab ich dann viele romantische Novellen gelesen, ja?! Und es hat sich immer abgespielt in Europa, vor allem in England. (...) Und da waren Bilder (...) Da ist immer Sommer und die Frau im kleinen M.G. oder Triumph, weißt du so kleine Sportswagen, und blaue Himmel und ein Tuch am Hals und Sonnenbrille und mit dem an der Küste entlang fahren; das war mein erstes Bild an Europa, ja?! (lacht) Und ich hab mir gedacht:“Pfau! Dort möchte ich hin! Ich möchte diese Frau sein!“ Ja?! Die mit Sonnenbrille in einem Caprio, in der Küste (lacht) fahren.“ (vgl. Interview 5, S.2/Zeile:24-32)

Im Alter von 16 Jahren bekam sie einen weiteren Input aus Europa. Ihre Tante besaß einen Fernseher, über den sie amerikanische oder europäische Sendungen empfing. E. L. erinnert sich an die englischsprachige Sendung „the Avengers“, eine Produktion aus Großbritannien.

Migrationssentschluss

E. L. studierte mit 88 anderen jungen Frauen, wobei 70 von ihnen nach der Erreichung ihres Diploms nach Amerika migrierten. Sie gehörte zu den wenigen die sogar ein Interview absagten, bei dem es sich um eine Anstellung in einem amerikanischen Spital handelte. E. L. war die Einzige aus ihrer Klasse, die sich für ein Leben in Europa entschied.

„Das war ja der Unterschied zu den Anderen. Ich hab mich nie beworben. Sondern der Touristenbüro hat mich angerufen. (...) ich war zufällig auf der Station und ich war die Einzige und ich hab das Telefonat abgehoben und halt, am anderen Ende hat gesagt:“Willst du nach Österreich?“, und ich hab gesagt:“Wo ist das?“, und dann hat er gesagt:“In Europa!“ „Aha, na oja!“ (wir lachen). Sicher! Sie haben mich auf die Liste getragen, eingetragen und ham gesagt:“Komm am Monatg mit 500Pesos und ein, 2 Bilder von dir und wir machen ein Pass für dich und du fliegst in 3 Monaten!“ Und so wars, wirklich!“ (vgl. Interview 5, S.20/Zeile:3-18)

2. Integration in Österreich

Ankunft in Wien

Begeistert erinnert sich E. L. an die Ankunft in Österreich, die mit einem unvergesslichen Empfang am Schwechater Flughafen begann:

„(...) die Direktoren haben uns in Schwechat empfangen mit Blumensträußen. (...) Wir waren totale V.I.P.s damals und (...) dann sind wir abgeholt worden. (...) aber zuerst haben sie uns ausgeführt zum Mittagessen ins Wienerwald. (...) Das war für uns a Wahnsinn. Das hats ja nicht gegeben auf den Philippinen; so ein Essen! Bei uns, wenn du ins Restaurant gegangen bist, wars nur chinesisches oder philippinisches! Es gab nicht diese Hühnerschnitzel und... weißt?!(lacht)“ (vgl. Interview 5, S.7/Zeile:5-18)

Auch in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes in Wien, erinnert sich E. L. an das Interesse und die Neugierde, die die Österreicher den Filipinas gegenüber zeigte. Außerdem waren sie sehr überrascht über die Englisch-Kenntnisse der philippinischen Diplomkrankenschwestern.

„(...) dass wir Englisch konnten. Das hat sie noch mehr überrascht, ja?! Das wir über viele Sachen reden können, dass wir weltoffen waren; über Politik und Geschichte, dass wir uns ausgekannt haben und dass wir sehr interessiert waren an „current events“, das Alltag und News und Media, das hat sie sehr überrascht; und dass wir sehr viele Lieder gekannt haben und sehr viele... also wir waren; dass wir weltoffen waren. Das hat sie sehr überrascht. (...) Und viele waren, obwohl wir in kleinen Dörfern herkamen, wir waren offen. Durch die Sprache, durch Englisch haben wir einen weiteren... Feld, ja?! Wissensfeld.“ (vgl. Interview 5, S.14/Zeile:5-21)

Bezug zur deutschen Sprache

Das Erlernen der deutschen Sprache stellte für E. L. eine große Herausforderung dar. Neben dem Sprachkurs, der allen rekrutierten philippinischen Diplomkrankenschwestern zur Verfügung gestellt wurde, entwickelte E. L. auch ihre eigenen Methoden um ihre Sprachfähigkeiten zu erweitern und zu vertiefen.

„Die Sprache ist so was von wichtig! Deswegen wollt ich sofort, so schnell als möglich Deutsch lernen. Weil ich wusste, dass das ein Hindernis ist. Ich muss (...) da drüber, damit ich die Leute verstehe. (...) Das war sicher schwer, aber ich war sehr interessiert. Ich hab Dinge gemacht für mich, ich hab zum Beispiel ein, so ein Kassettenrecorder gekauft und (...) österreichische Krankenschwestern aufgenommen! Wie sie miteinander

reden, damit ich die Aussprache kenn. Ja, und dann Radio gehört und Zeitung gelesen, extra. (...) Und nach 6 Monaten konnte ich schon mit Patienten reden. (...) Ich kann meine, meinen Beruf nicht ausüben, wenn ich nicht mit den Patienten sprechen kann. Das geht alles über Sprache.“ (Interview 5, S.14/Zeile:31-55)

Den ersten Kulturschock hatte E. L. beim Essen.

„Wir konnten das nicht essen, was die Leute gegessen haben. Das Schwarzbrot war für und so sauer. (wir lachen) Wir konnten es nicht essen. (...) Es hat immer gegeben zwei Scheiben Brot, ein paar Blätter Schinken oder Wurst und ein paar Blätter Käse (...) und wir haben nicht gewusst was wir damit machen sollen. (...) in unserer Küche (...) ham das abgebraten. Wir konnten es nicht kalt essen! Zu, unmöglich! (...) Ja, wir kennen das alles nicht(...) Und dann ham sie gesehen, wir sterben! Wenn wir nichts zum essen kriegen was anderes. (...) Der Küchenchef hat uns gefragt: “Was braucht ihr?“ (...)“Naja, eigentlich Reis wär schon gut!(...) Wir brauchen auch Essig und Salz.“ (wir lachen) Zum Würzen. Das war so lustig!“ (vgl. Interview 5, S.9/Zeile:36-49; S.10/Zeile:1-9)

Erfahrungen als Diplomkrankenschwester in Wien

Mit 12 anderen philippinischen Diplomkrankenschwestern wurde E. L. gleich nach ihrer Ankunft in das Rehabilitationszentrum in Hocheck gebracht. Dort lebten sie im Schwesternheim, wo ihnen jeweils ein kleines Garconniere zur Verfügung gestellt wurde. E. L. war froh, dass sie nicht von ihren philippinischen Kolleginnen getrennt wurde, die anfangs - aufgrund der fehlenden Deutschkenntnisse - die einzigen Kommunikationspartnerinnen waren.

Rückblickend, erinnert sich E. L. an die zuvor- und entgegenkommende Art der Krankenschwestern und Ärzte des Rehabilitationszentrums. E. L. erzählt von der ungewohnten Kälte, die ihnen bisher unbekannt war und erinnert sich an die anderen Krankenschwestern, die eine Sammlung an Pullover, Jacken, Leggings und dicken Strumpfhosen zusammenstellten und den Filipinas schenkten.

Auch der Umgang mit den PatientInnen stellte für E. L. eine angenehme Erfahrung dar.

„...und ich wurde ausgewählt für ein Rehabilitationszentrum in Niederösterreich. Das war überhaupt sehr angenehm, weil das warn gehende Patienten, das waren keine bettlegerige Leute., Das heißt, wie konnten mit ihnen auch jeden Tag wandern gehen,

auch ... die sind abgestuft, das sind herzkranken Patienten und lungenkranken Patienten. (...) Die waren schon im Krankenhaus in Wien oder wo immer und die rehabilitieren sich im Hocheck, das ist ein Rehabilitationszentrum. Das heißt, das Ärgste ist schon vorbei und sie müssen sich langsam in das normale Leben dran gewöhnen, mit langen Schritten, kurze Schritte, langsame, leichte Arbeit, leichte Steigung von Leistung.“ (vgl. Interview 5, S.6/Zeile37-41)

Kulturelle Unterschiede

Mit der Zeit, wurden E. L. auch auf die vielfältigen Möglichkeiten, die ihr in Österreich zur Verfügung standen, aufmerksam. Möglichkeiten, die sie auf den Philippinen nicht hatte. Dabei nannte sie die klassische Musik, die Oper, aber auch andere „Kulturmerkmale“, die sie mit der österreichischen Gesellschaft in Verbindung setzte. Dazu zählt sie auch die Freizeitaktivitäten, die von vielen in der Natur ausgelebt werden. Sie selbst, hat erst in Österreich begonnen die Natur aus einer anderen Perspektive zu erleben.

„(...) Österreicher liebt die Natur und in der Natur sich zu bewegen. Das hab ich auch erst hier gelernt. Das Wandern gehen. Die Liebe zum Wandern. Ja?! Und die Natur zu erleben. So schwimmen gehen in Seen und Schizufahren im Winter und so. Das sind alles Aktivitäten, die wir nicht machen. Für uns war die Natur... es war halt da und es gab keine speziellen Aktivitäten. Wir sind nicht laufen gegangen oder Wandern gegangen oder so. Wir sind, wir gehen überhaupt nicht, wir schlendern. Verstehst du mich? Wir erleben die Natur nicht als... mit Freude oder so. Sondern hier ist die Liebe und Nähe zur Natur ist viel sichtbarer hier. Das liebe ich. Das liebe ich auch. Das habe ich sehr gerne.“ (vgl. Interview 5, S.15/Zeile:17-38)

Mit den Jahren konnte E. L. auch in der Lebensweise und im Umgang mit verschiedenen Situationen Unterschiede zwischen den ÖsterreicherInnen und den Filipinos/Filipinas erkennen.

„Die Österreicher haben einen ernsteren Blick ins Leben als die Filipinos.“ (vgl. Interview 5, S.15/Zeile:54-55)

Dabei schätzt sie die aufmerksame Hingabe und tiefer gehende Beschäftigung vieler ÖsterreicherInnen mit einer gewissen Sache. E. L., meint dass die ÖsterreicherInnen ihr Leben in die Hand nehmen, Möglichkeiten wahrnehmen und bei wichtigen Entscheidungen Optionen abwägen. Auch E.L. lebt nach der Devise, dass jeder Mensch für sein Leben und

seine Entwicklung selbst verantwortlich und nicht schicksalsbedingt ist.

Im Vergleich dazu artikuliert E. L. ihre Erfahrungen, die sie mit vielen Filipinos und Filipinas gemacht hat. Viele sind aufgrund ihrer Religion von einem prädestinierten Leben überzeugt, die sich auf ihre teilweise phlegmatische Haltung gegenüber gewisser Lebenssituationen auswirkt. Sie selbst glaubt auch an Gott und ist von ihrem Glauben überzeugt, der sich durch das jahrelange Praktizieren und Erleben der Yoga-Philosophie vertieft hat. Jedoch glaubt sie nicht an ein schicksalsbedingtes Leben.

Eine Eigenschaft, die sie jedoch an ihren „Landsleuten“ sehr schätzt, ist die „lockere Art“, Hier reflektiert sie die Situation reflektiert, die bei der erstmaligen Konfrontation ihrer Kolleginnen und den ÖsterreicherInnen zustande kam.

„Und da hama uns zuerst vorgestellt, auf Englisch. Und das war (...) weißt du, wir können, die Filipinos können wirklich eine Situation leicht machen, erleichtern, weißt du?! Die sind so anpassungsfähig, ja?! (...) Ich glaub wir waren gar nicht ängstlich oder verängstigt oder so (...) Wir waren junge, offene Menschen, ja, die Abenteuer gesucht haben. Und das war schon ganz anders.“ (vgl. Interview 5, S.7/Zeile: 21-29)

Außerdem konnte E. L. in den vergangenen Jahren die Intensivierung der reservierten Haltung vieler ÖsterreicherInnen erkennen, die sie im Vergleich zu den Filipinos und Filipinas folgendermaßen beschreibt:

„(...) Offenheit der Filipinos, ja?! Offene Freundlichkeit, ja?! Und die Hilfsbereitschaft. Das ist, wenn du dort bist, fällt dir sofort auf. Ja?! Während hier, das ist mehr in sich geschlossen, jede Person ist in sich geschlossen; und jetzt in schwierigen Zeiten, wo sehr viele Ausländer sind, damals wars noch okay, aber jetzt... (überlegt) habe ich mehr und mehr das Gefühl, dass die Österreicher viel mehr sich abkapseln von den Ausländern. Ja. Ganz bestimmt.“ (Interview 5, S.13/Zeile:40-45)

Diskriminierungserfahrungen

E. L. machte keine diskriminierenden Erfahrungen an ihrem Arbeitsplatz. In anderen Lebensbereichen war sie jedoch mit einigen Diskriminierungsfällen konfrontiert, denen sie beispielsweise in Geschäften und sogar in Begleitung ihrer Tochter, ausgesetzt war.

„Später dann. Ganz später, als ich dann 25 Jahre hier war und so. Es kamen mehr und mehr Ausländer nach Wien, nach Österreich; ist dann auch diese Anti-Ausländerdenken

oder Negativität von den Österreichern stärker geworden. (...) Oder in der Strassenbahn: „Steh auf!“ und so. Und ich soll aufstehen und so, und ich hab gesagt: „Na! Ich komme vom Nachtdienst, ich bin sehr müde und ich habe für diesen Sitz gezahlt, bezahlt!“ Und der Wagon war 2/3 leer. Ja. Einfach nur so aus Boshaftigkeit.“ (Interview 5, S.18/Zeile:24-41)

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Der Lebenswandel, der sich durch die Migrationsbewegung nach Wien ergab, bewirkte bei E. L. anfangs starke Heimweh.

„Sehr starke Heimweh!(...) ...weil die Familie hat mir so gefehlt, ja?! Aber dann hat meine Mutti immer geschrieben und so meine Großeltern haben mir geschrieben. Und dann wird auch mit der Zeit lernst du auch Leute kennen und das geht dann.“ (vgl. Interview 5, S.16/Zeile:21-26)

E. L. hielt den Kontakt zu ihren Familienmitgliedern auf den Philippinen anfangs über „snail-mail“ aufrecht.

„Briefe! Jede Woche war ein Brief. (...) Telefon hats nicht gegeben, weil dort wo meine Eltern, wo meine Familie waren, gabs kein Telefon. Es gab schon so im Zentrum selber fürs Spital, gabs intern. Aber für zuhause, na!“ (vgl. Interview 5, S.10/Zeile:33-37)

E. L. schickte regelmäßig Geld nach Hause. Da ihnen das Schwesternheim unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, war es ihr möglich einen großen Anteil ihres Gehaltes den Zurückgelassenen zukommen zu lassen.

„Deswegen konnten wir die Hälfte nach Hause schicken. (...) aber das war sehr schwierig nach Hause schicken. Die Bank war noch nicht so gut ausgerüstet wie jetzt. Es war sehr schwierig. (...) ur lang gedauert, ein Monat oder so. Das ist noch über Amerika gegangen. (...) Das war sehr sehr sehr schwierig.“ (vgl. Interview 5, S.8/Zeile:24-29)

4. Reflexion

Den Familienzusammenhalt, welcher sich in der engen Beziehung zu ihren Verwandten

manifestierte, ließ sie auch in die Erziehung ihrer Tochter einfließen.

„Sicher die Familienliebe und Mitgefühl in erster Linie, ja?! Ich hab sie jedes Jahr nachhause mitgenommen, so ein, zwei Monate, manchmal auch 3 Monate, damit sie auch meine Familie kennen lernt, besonders meine Sprache kennt, kann, sprechen kann. Und damit sie auch meine Kultur kennen lernt, ja?! Das war auch sehr wichtig.“ (vgl. Interview 5, S.19/Zeile:9-13)

E. L. legte auch viel Wert auf die Vermittlung von Ehrlichkeit und Offenheit, die E.L. in ihrer eigenen Erziehung genoss.

Seit circa 10 Jahren reist E. L. regelmäßig einmal im Jahr, meistens für mehrere Monate in ihr Heimatland um ihre Familie zu besuchen. Ihre Zukunft stellt sie sich ebenfalls in diesem Stil vor.

E. L. kam mir sehr entgegen und setzte mich mit einigen ihrer Freundinnen in Verbindung. Im Folgenden soll das Interview mit T.S. repräsentiert werden.

10.1.6. Interview 6: T. S.

T. S. ist 71 Jahre alt und machte in den Vereinigten Staaten, als auch in Österreich Berufserfahrungen als Diplomkrankenschwester.

Als Vermittlungsperson und Beauftragte der philippinischen Botschaft in Wien, spielte sie eine signifikante Rolle in der Rekrutierungsphase der philippinischen Krankenschwestern.

1. Ausbildung und Migration

Schulbildung

T. S. wuchs in einem Internat auf, das von Nonnen geführt und unterrichtet wurde. Die Erziehung und Ausbildung war sehr streng organisiert. Die Höflichkeit und der Respekt vor den Älteren stellten zwei wichtige Faktoren dar, die ihre Schulerziehung prägten. Spanisch und Englisch gehörten zu den Pflichtfächern.

Anhand einer Metapher schildert T.S. die strenge Erziehung, die sie auf den Philippinen erfuhr.

„(...) die sind in einem Glashaus, in einer Glocke, ja?! Und die Österreicher und die Amerikaner (...) die sagen:“Go! Live your life! You have to swim! You have to swim against the current!“ Ja?! Nein, also, meine Generation, they overprotect you! Ja?!“ (vgl. Interview 6, S.18/Zeile:42-46)

Krankenschwesterausbildung und Migrationsmotiv

„Auch neugierig. Warum denn nicht im Ausland?! Ja? Ich möchte gerne die Welt anschauen, nicht nur Amerika, sondern (...)“ (vgl. Interview 6, S.21/Zeile:21-22)

Das Interesse an fremden Kulturen war ein ausschlaggebender Grund für ihre Migration.

T. S. wollte eigentlich immer Ärztin werden, entschloss sich im Endeffekt jedoch für die Krankenschwesterausbildung. Diese begann sie auf den Philippinen. Mit einem Exchange Programm nahm sie die Möglichkeit wahr und vollendete ihr Studium in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo sie zuerst in die „University of Pennsylvania“ in Philadelphia und dann die „University of Virginia“ in Charlottesville besuchte. Grund ihrer Migration in die U.S.A. war ihrer Meinung nach die bessere Ausbildung, mit der man bessere Arbeitschancen hatte. Rückblickend, empfand sie die Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika als eine *"Entwicklung und Befreiung"*.

„Wenn du gehst nach – ins Ausland, nach Amerika, und das war mein Ding, mein Horizont offen. Open! Open your eyes, everything! Learn! Learn! Learn!“ (vgl. Interview 6, S.5/Zeile:6-8)

Sie fühlte sich in Amerika sehr wohl und erinnert sich gerne an die amerikanische Gastfreundschaft zurück, die ihr entgegen gebracht wurde.

"...die Amerikaner sind ja so großzügig immer, so nett!" (vgl. Interview 6, S.3/Zeile:30-31)

Als T. S. ihre Krankenschwesterausbildung begann, war die Anzahl der Krankenschwesterschulen auf den Philippinen noch nicht so groß wie heute. Die zahlreichen Eröffnung der „Nursing Schools“ war begann erst kurz nach ihrer Absolvierung. Heute gibt es bereits in jeder kleinen Provinz eine Krankenschwesterschule.

Mit 22 Jahren heiratete T.S. ihren österreichischen Freund in den U.S.A. 1966, nach dreieinhalb Jahren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika, zog sie mit ihrem Mann nach Österreich.

2. Integration in Österreich

Erfahrungen als Diplomkrankenschwester in Wien

„Es war schockierend auch , weil ist, ja, ganz anders, ja?! So reserviert die Österreicher; Und die Amerikaner sind ja:“What can I do for you darling?“ Offener und alles.“

(vgl. Interview 6, S.4/Zeile:7-10)

In Wien arbeitet T. S. in der Gefäß-Ambulanz im AKH. Stolz erzählte sie über die gute Zusammenarbeit mit ihren Chefärzten, die unter Anderem begeistert über ihre Sprachenvielfalt waren. Mit 71 Jahren arbeitet T. S. auch heute noch zweimal die Woche als Sekretärin und Ordinationsgehilfin bei einem Arzt.

T. S. gehörte zu den ersten philippinischen Krankenschwestern in Wien. Aufgrund ihrer Berufes und ihrer philippinischen Wurzeln wurde sie von der philippinischen Botschaft in Wien beauftragt in Kooperation mit Herrn Kempel, der für die Stadt Wien arbeitete, die Rekrutierung von Diplomkrankenschwestern aus den Philippinen zu organisieren. Sie fungierte als Ansprech- und Vermittlungsperson und war bei wichtigen Fragen, die im Zusammenhang mit den immigrierenden Filipinas stand, zur Stelle.

Neben der Organisation eines Visums und der Arbeitsgenehmigung stand den „Mädchen“⁴³ bei der Einreise nach Österreich nichts mehr im Wege. T. S. erzählt, dass der österreichische Honorar-Konsul die Interviews mit den Mädchen auf den Philippinen durchgeführte. Mit T. S. entschied er dann wer für die Arbeitsaufgaben in den österreichischen Spitälern qualifiziert war.

Zusammen mit Herrn Kempel, holte T. S. die „Mädchen“ vom Flughafen ab, um sie dann zu den jeweiligen Schwesternheimen zu bringen.

Als Ansprech- und Vermittlungsperson für alle „Neuankömmlinge“ riet sie ihren Mädchen

⁴³ T. S. nennt die rekrutierten Diplomkrankenschwestern aus den Philippinen ihre „Mädchen“. Ich übernehme die Bezeichnung von T. S..

folgendes:

„Bitte lernts a bissi was, von der Kultur. We dont have to give up our nice cultural traditions and everything. BUT accept always and try to absorb, i said, try to absorb! ...the nice nice things what they offer you in Vienna!“ (vgl. Interview 6, S.5/Zeile:12-15)

Eine wichtige Voraussetzung, die im österreichischen Arbeitsvertrag dokumentiert war, war der „Single“-Status“ der philippinischen Diplomkrankenschwestern. Trotzdem kamen unter den zahlreichen Filipinas, auch welche die bereits vermählt und/oder schwanger waren. Da die Abtreibung aufgrund der Religion nicht in Frage kam, musste T. S. sich um diese Einzelfälle kümmern, wobei ihr die Stadt Wien „großzügig“ bzw. mit Hilfe entgegenkam.

Als die drei Jahresverträge der Diplomkrankenschwestern in Österreich endeten, verlängerten viele ihren Arbeitsvertrag. Einige setzten ihre Migrationsbewegung weiter nach Amerika, in die Schweiz oder nach Deutschland fort. Jene, die in Pension gingen remigrierten auf die Philippinen.

Bis 1981 arbeitete sie also auch für die philippinische Botschaft in Wien. Von der philippinischen Organisation PNA-A in Wien wurde sie für ihre zahlreichen Engagements ausgezeichnet. (siehe Anhang S.105: Abb.1)

Diskriminierungserfahrungen

T. S. war selten Diskriminierungen ausgesetzt. Da sich ihr Beziehungsnetzwerk hauptsächlich aus Ärzten und Akademiker zusammensetzte, fiel ihr die Integration in die österreichische Gesellschaft nicht schwer. Außerdem beherrschte sie die deutsche Sprache.

„(...) hab ich wohl gefühlt hier. Ich hab beherrscht die Sprache. Das ist ja das. Und meine Freunde, die sind ja alle Akademiker. Das ist der Direktor von der Papierfabrik. Direktor von der Universität und (...) ja die Ärzte“ (vgl. Interview 6, S.9/Zeile:12-14)

T. S. wurde jedoch Zeugin von Diskriminierungsfällen, die einige ihrer Mädchen zum Opfer fielen.

Aufgrund ihrer Position als Vermittlungsperson zwischen den philippinischen Krankenschwestern und den österreichischen Spitälern (die sich bei Probleme an T. S. wandten) wurde T. S. auch über Probleme und Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit

den Filipinos und Filipinas standen, informiert.

Hier erwähnt T. S. die Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft vieler philippinischer Diplomkrankenschwestern, die von den „anderen“ Angestellten im Krankenhaus oft zu Gunsten der Filipinas ausgenützt und missbraucht wurde.

„Die Schwestern sind ja böse auf die Philippinin. Nicht nur die Dings, sondern die Bedienerin und die Stationgehilfin. Weil die Philippinin, die tun ja alles, ja?! „Das ist nicht nur mein Job, sondern: 'Ja, ich hilf dir schon!'“ Und die sind so eifersüchtig und alles.“
(vgl. Interview 6, S.9/Zeile:26-28)

T. S. erwähnt dabei Suizid-Fälle zweier Diplomkrankenschwestern, die Opfer von Diskriminierungen an ihren jeweiligen Arbeitsplätzen wurden. Unabhängig voneinander, sahen beide keinen anderen Ausweg aus ihrer aussichtslosen Lebenssituation. Sie fühlten sich in ihrem Arbeitsfeld nicht akzeptiert. Beide Krankenschwestern lagen unabhängig voneinander eine zeitlang in der Intensivstation. Neben der und haben dann eine bekommen. Als beide wieder ansprechbar waren kümmerte sich T. S. um eine professionelle psychologische Betreuung, die beide Patientinnen wahrnahmen.

Um weitere Suizidfälle zu vermeiden, organisierte T. S. auch eine Generalkonferenz, bei der sie die Anwesenheit aller Beteiligten wie die Oberschwestern, Oberinnen, Ärzte usw. verlangte. Bestürzt über die Vorfälle, betont sie, dass die philippinischen Diplomschwestern nach Österreich gekommen wären, um die Nachfrage an Pflegepersonal in den österreichischen Spitälern zu senken und nicht um Opfer von Diskriminierungen zu werden. Die Mädchen wären „Teamwork“ und eine koordinierte Zusammenarbeit, die in den österreichischen Krankenhäusern nicht zu sehen bzw. zu spüren wären. Die Mädchen würden sich ohnehin um eine Integration bemühen, wobei T. S. an eine entgegenkommende Anpassung von Seiten der „Anderen“ appellierte, um schlimme Vorfälle wie Suizidversuche zu verhindern.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Die Remittances

T. S. tätigt keine Geldrücküberweisungen auf die Philippinen, da ihre Verwandten alle in den Vereinigten Staaten von Amerika leben und nicht auf finanzielle Unterstützung angewiesen sind.

Kontakte zu Familienmitgliedern

T. S. wuchs auf den Philippinen mit 2 Geschwistern auf, die damals in die Vereinigten Staaten von Amerika migrierten. T. S. lebt heute als Einzige von ihren Geschwistern in Österreich.

Ihre 2 Schwestern leben beide in den U.S.A. Eine von ihnen kam durch die Hilfe ihres Onkels, der bereits in den U.S.A. lebte in die Staaten und studierte Psychologie. Die andere Schwester absolvierte ihre Krankenschwesterausbildung auf den Philippinen und baute sich dann ihr eigenes „Business“ in den U.S.A. auf.

„Und meine andere Schwester war schon fertig in Philippinen und die ist dann nach Amerika und hat dann eine Arbeit bekommen und dann hat sie eine „nursing home“ für die alte Leute. Sie hat 28 Patienten. Und sie leitet das, und das gehört ihr. Das ist ihre Business (...) in Amerika.“ (vgl. Interview 6, S.19/Zeile:27-32)

Auf den Philippinen war sie das letzte Mal vor 5-6 Jahren. Da unter Anderem ihr Sohn in den U.S.A. lebt, fliegt sie jährlich lieber ihn und ihre Enkelkinder besuchen.

Auch die „Reunions“ mit ihren Studienkolleginnen finden in den U.S.A. statt. So feierten sie 2002 auch ihr 40-jähriges Jubiläum in New York.

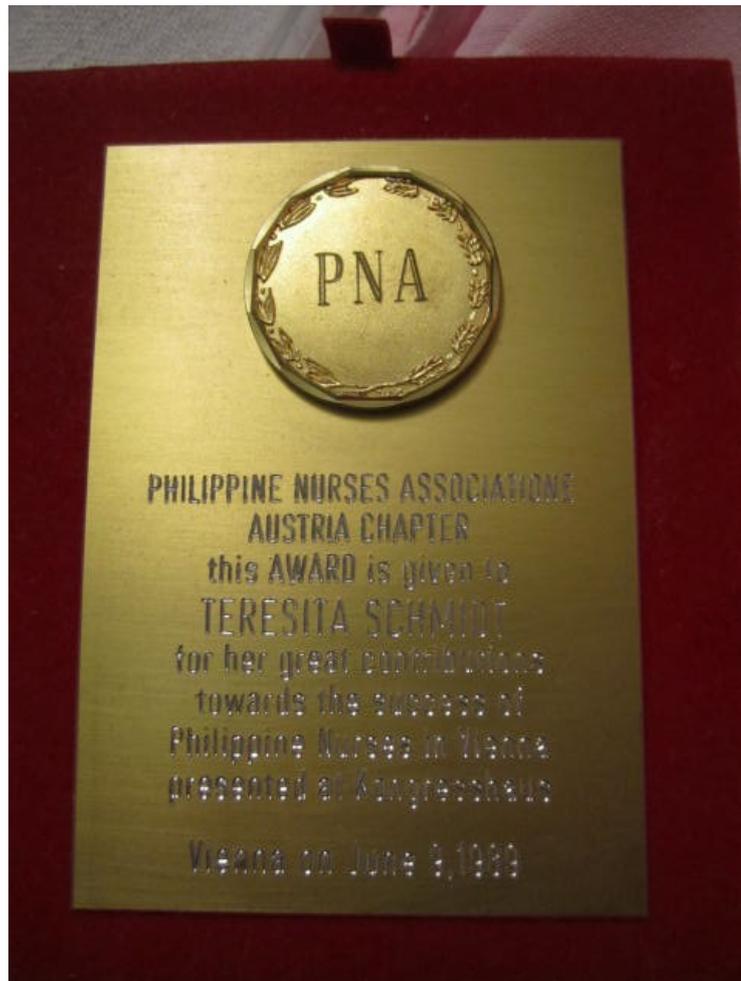
4. Reflexion

*„Ich bin ja hier jetzt. I have my roots here now! Jetzt schon meine Wurzeln in Wien.“
(vgl. Interview 6, S.20/Zeile:14-15)*

Trotz ihres bereits langen Aufenthaltes in Wien und der Zufriedenheit mit ihrem Leben in Österreich, fühlt sich T. S. nach wie vor als Filipina. Sie legt viel Wert auf folgende Merkmale, die sie bei den Filipinos/Filipinas sehr schätzt. Neben dem engen Familienzusammenhalt, nennt sie auch das „Teilen“ als ein signifikantes Merkmal ihrer „Landsleute“.

„Das sind die Sachen ist, möchte ich gerne behalten. (...) die Gastfreundlichkeit ja und das SHARE! Das ham wir auch und die hab ich meine Kolleginnen auch, das ham sie wahnsinnig gern. Die Ärzte!“ (vgl. Interview 5, S.21/Zeile:40-45)

Abb.1 ⁴⁴:



PHILIPPINE NURSES ASSOCIATION
AUSTRIA CHAPTER
this AWARD is given to
TERESITA SCHMIDT
for her great contributions
towards the success of
Philippine Nurses in Vienna
presented at Kongresshaus
Vienna on June 9, 1989

⁴⁴ Abbildung1: eigene Fotoaufnahme während des Interviews.

Aus den geführten Interviews wurden folgende Informationen über die Ausbildung zur Diplomkrankenschwester auf den Philippinen generiert.

Die Krankenschwesterausbildung auf den Philippinen dauerte damals vier Jahre und endete mit der Ablegung der Staatsprüfung, die von den Informantinnen als „Board Exam“ bezeichnet wurde. Nach der positiven Absolvierung der letzten Prüfung, steht ihnen der Titel "Graduate Nurse" zu und bedeutet „Diplomkrankenschwester“.

Mit einem weiteren Ausbildungsjahr (d.h. ein fünftes Ausbildungsjahr) war es möglich, den Bachelor of Science and Nursing (BSN) zu bekommen. Mit dieser erweiterten Ausbildung, hatten die diplomierten Krankenschwestern dann auch die Funktion einer offiziellen Krankenschwester Lehrerin, die beispielsweise für die praktischen Einschulungen der Studierenden im Spital verantwortlich war.

Die Ausbildung als Krankenschwester auf den Philippinen ist für ihr fachkompetentes und qualitativ hohes Niveau bekannt. Aus diesem Grund genießen die AbsolventInnen dieses Studiums auch einen hohen Status in der Gesellschaft. Die Migration einer Diplomkrankenschwester bedeutet ein weiterer sozialer und ökonomischer Aufstieg in der Gesellschaft.

Eigene Organisationen wie das „overseas-employment-development-board“ (OEDB) wurden gegründet, die für die Vermittlung philippinischer Diplomkrankenschwestern sorgen, die im Ausland arbeiten wollen.

Über die Ankunft in Ö wurde folgendes von den Interviewpartnerinnen artikuliert.

Jene, die über das Arbeitsamt nach Wien gelangten, wurden nach ihrer Ankunft in verschiedene Schwesternheime geführt, die ihnen in der Arbeitszeit in Österreich zur Verfügung gestellt wurden. Neben der Anstellung als Krankenschwester in einem österreichischen Krankenhaus, stellte die Stadt Wien auch einen Deutschkurs zur Verfügung, der drei Monate dauerte. Nach dem regelmäßigen, verpflichtenden Spracherwerb wurden die Krankenschwestern in verschiedenen Spitäler angestellt. Zu diesen Krankenhäusern zählten die Rudolfsstiftung, das AKH, das Kaiser Elisabeth Spital, das Sophien-Spital, die Polyklinik am Rosenhügel und das Franz-Josephs-Spital (KFJ).

10.2. Ergebnisse

Wie bereits zu Beginn der Interviews erläutert wurde, rückten bei der Ausarbeitung der Interviews vier Hauptkategorien in den Vordergrund. Alle vier Kategorien zeigen, dass die sozialen Beziehungen, vor allem jene mit Familienmitgliedern signifikante Komponente der Identitätskonstruktion der einzelnen Individuen darstellen, die sich durch die Interaktionen permanent Rekonstruieren.

1. Ausbildung und Migration

Die Schul- als auch die Krankenschwesterausbildung aller sechs Informantinnen wurden von den Eltern oder von anderen Familienmitgliedern finanziert. Das Wissen über die profitable Ausbildung als Krankenschwester war für die finanzielle Unterstützung und Investition ausschlaggebend. Die gegenseitige Hilfe unter den Familienmitgliedern ist im Sinne von Drukheim's Solidaritätskonzeptes auf die mechanische Solidarität zurückzuführen, die besonders in den Familien der sechs Krankenschwestern ersichtlich wird.

Für drei von sechs Krankenschwestern gehörte die berufliche Ausübung als Krankenschwester nicht zur primären Berufswahl. Die anderen drei Informantinnen wählten den Beruf aufgrund der renommierten Ausbildung und des persönlichen Wunsches den Beruf als Krankenschwester auszuüben.

Die Wichtigkeit der Familiennähe und des –zusammenhaltes wurden in allen Interviews ersichtlich. Auch der Respekt vor den älteren Familienmitgliedern äußerte sich in den damals gefällten Migrationsentscheidungen. Drei von sechs Informantinnen trafen den Migrationsentschluss nicht alleine, sondern unter Einfluss der älteren Geschwister. Vier von den sechs Interviewpartnerinnen kamen als Touristinnen nach Wien und kümmerten sich persönlich um eine Anstellung als Krankenschwester in einem österreichischen Spital. Zwei von ihnen zählen zu den rekurrierten Krankenschwestern der Stadt Wien.

Die Migrationsmotive gestalten sich bei den sechs Informantinnen unterschiedlich. Zwei von sechs Interviewpartnerinnen bezogen sich in Bezug auf die Motivationen zur Migration auf die außer-philippinischen Einflüsse - vor allem aus den Vereinigten Staaten kamen - die ihre Imaginationen über die Prosperität des Ausland prägten.

Für vier von den sechs Informantinnen waren die Hoffnungen auf bessere Arbeits- und Lebensbedingungen im Ausland, aber auch das Entkommen von der im Heimatland vorherrschenden Armut ausschlaggebende Migrationsgründe. Zwei gaben auch die Neugierde, die weite Welt kennen zu lernen als primären Auswanderungsgrund an.

2. Integration in Österreich

Ankunft in Wien

Alle Interviewpartnerinnen sprachen von Heimweh. Dabei stellte nicht das Heimatland an sich den Grund für Traurigkeit dar, sondern die Trennung und enorme geographische Distanz von den zurückgelassenen Familienmitgliedern. Primär stellten die vertrauten sozialen Beziehungen, die man auf den Philippinen pflegte Grund für das Heimweh-Gefühl dar.

Die Ankunft in Wien stellte für drei der Informantinnen eine Abhängigkeit von ihren jeweiligen Geschwistern dar, die sie nach Österreich rekurriert hatten. Diese Abhängigkeit war für alle drei eine Last, da ihre Bewegungsfreiheit - aufgrund ihrer fehlenden Sprachkenntnisse und der anfänglichen Arbeitslosigkeit - in der neuen Gesellschaft sehr eingeschränkt war. Drei der Informantinnen empfanden die Ankunft in Österreich als angenehm. Diesbezüglich erwähnt eine der Krankenschwestern, dass aufgrund der Präsenz der philippinischen Gemeinschaft in Wien die Ankunft und Integration in die österreichische Gesellschaft leichter waren.

Bezug zur deutschen Sprache

Der Spracherwerb der deutschen Sprache stellte für alle sechs Krankenschwestern eine große Herausforderung dar.

Besonders jene drei, die zu Beginn ihres Aufenthaltes in Österreich von ihren Geschwistern abhängig waren, meinten nur durch das Können der deutschen Sprache wäre der Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt möglich gewesen.

Zwei weitere Informantinnen akzentuierten, dass ausschließlich die Aneignung der deutschen Sprache die Möglichkeit für eine Integration in die österreichische Gesellschaft bedeutete.

Vier von den sechs Krankenschwestern nannten neben den absolvierten Sprachkursen auch die individuell gestalteten Lernmethoden zur Aneignung der deutschen Sprache, um eine Beschleunigung der Sprachfähigkeiten zu bewirken. Die praktische Anwendung der

deutschen Sprache fand vor allem in der Berufsausübung als Krankenschwester statt. Zwei der Informantinnen führen die Weltoffenheit und schnelle Anpassung an bestimmte Lebenssituationen auf die Beherrschung mehrerer Sprachen zurück.

Kulturelle Unterschiede

Die kulturellen Unterschiede schlugen sich besonders a) in den Erfahrungen als philippinische Diplomkrankenschwester im österreichischen Spital, b) im zugeschriebenen sozialen und gesellschaftlichen Status', c) in den unterschiedlichen Lebensführungen, d) als auch in den Diskriminierungserfahrungen nieder.

Ad a) und b) Alle sechs Krankenschwestern stellten bei ihren ersten Berufserfahrungen und der Ausführung der Arbeitsaufgaben fest, dass sich diese in Österreich in vielen Dingen vom philippinischen Arbeitsmilieu im Krankenhaus unterschied.

Die Diplomkrankenschwester genießt aufgrund der qualitativen und fachkompetenten Ausbildung, welches nach amerikanischen System organisiert ist, einen hohen sozialen Status als Akademiker auf den Philippinen, was ihnen eine privilegierte Position im Pflegebereich einräumt.

Im philippinischen Krankenhaus ist eine egalitäre Arbeitsweise sichtbar.

Diplomkrankenschwestern, Studentinnen der Krankenschwester-Ausbildung, als auch die Ärzte interagieren auf einer gemeinsamen Ebene. Hier steht die Perspektivenvielfalt im Vordergrund, die eine detaillierte und präzise Analyse der einzelnen Patienten ermöglicht. Die Zusammenarbeit hat eine gemeinsame Konsensbildung und einhergehende Diagnose der PatientInnen zur Folge. Außerdem wird die Diplomkrankenschwester in vielen verschiedenen medizinischen Bereichen eingesetzt, wo sie bereits während ihrer Ausbildung ihre praktischen Erfahrungen sammelt.

Diesbezüglich erzählten zwei der sechs Krankenschwestern ausführlich über die Praxis im Spital, die sie während ihres Studiums erlebten. Für zwei InformantInnen waren die Arbeitsforderungen an eine Krankenschwester in einem österreichischen Spital schockierende und enttäuschende Erlebnisse, da sie Erlerntes auf den Philippinen in Österreich nicht praktisch anwenden durften. Fünf der sechs InformantInnen meinten, dass der Akt des Spritze-Gebens auf den Philippinen zu einer selbstverständlichen Arbeitsaufgabe der Krankenschwester gehört. In den österreichischen Krankenhäusern gilt diese Aufgabe lediglich dem Arzt.

Drei der Informantinnen erwähnten auch den Unterschied zwischen der philippinischen und der österreichischen Altenpflege. Auf den Philippinen ist die Fürsorge der älteren und

pflegebedürftigen Menschen keine Arbeitsaufgaben der Diplomkrankenschwestern, sondern die der „Attendances“ – die keine Krankenschwesterausbildung haben - oder die der eigenen Familie der PatientInnen. Außerdem gibt es auf den Philippinen keine Altersheime, da es eine Selbstverständlichkeit der eigenen Familie darstellt, sich die um die älteren Familienmitglieder zu kümmern.

In den österreichischen Spitälern wird der Krankenschwester, aufgrund ihrer Ausbildung, nicht so viel Verantwortung und Vertrauen gegeben wie jenen auf den Philippinen. Die hierarchische Konstellation im Spital kommt beispielsweise in der alleinigen Entscheidung des Arztes über die medizinische Weiterbehandlung des Patienten/der Patientin zum Ausdruck.

Zusammenfassend ist es die divergente Krankenschwesterausbildung, die Sprachkenntnisse und der gesellschaftliche, lokale Kontext, die einerseits den sozialen Status bestimmen, aber auch für die Positionierung der Krankenschwestern im Krankenhaus und somit auch für die Arbeitsanforderungen an diese verantwortlich.

Alle sechs Interviewpartnerinnen akzeptierten jedoch ihren sozialen Abstieg, der mit ungewohnten Arbeitsanforderungen verbunden war. Sie hatten in den österreichischen Spitälern zwar andere Arbeitsaufgaben zu verrichten als auf den Philippinen, aber sie verdienten wesentlich mehr Geld in Österreich. Dies ermöglichte es ihnen auch, das Ersparte nachhause zu schicken.

Ad c) die Filipinas erkannten auch in der österreichischen Lebensführung kulturelle Unterschiede.

Drei der Befragten erwähnten besonders die Freizeitaktivitäten, die sie in Österreich schätzen und lieben gelernt hatten. Vier der Krankenschwestern rechneten auch dem „Geld sparen“ eine Signifikanz zu. Eine Eigenschaft, die sie sich in Österreich angeeignet hätten, da dies nun möglich war.

Ad d) Drei der Befragten machten Erfahrungen mit Diskriminierungen.

3. Konstitution der sozialen Beziehungen

Die sozialen Beziehungen der interviewten Filipinas gestalten sich sehr unterschiedlich. Sie basieren jedoch alle auf dem mechanischen Solidaritätsprinzip nach Durkheim. Hier artikuliert sich dieser Akt im reziproken Helfen, welches sich verschiedenartig aufgrund der

unterschiedlichen Migrationsbewegungen in transnationalen Räumen abspielt. Die Solidarität äußert sich besonders in den organisierten Familiennachzügen, in den Remittances, die individuell als auch kollektiv getätigt werden, aber auch in anderen monetären Investitionen. Auch in den philippinischen Gemeinschaften in Wien bauen die sozialen Beziehungen zueinander auf dem Prinzip der „mechanischen“ Solidarität auf.

Vier der sechs Informantinnen organisierten unterschiedliche Familiennachzüge, um jenen ebenfalls die Möglichkeit zu geben Geld im Ausland, also in Österreich, zu verdienen. Zwei von ihnen waren ebenfalls in der Rekrutierung von philippinischen Diplomkrankenschwestern involviert.

Drei der Filipinas erzählten von Verwandten, die nicht nur auf den Philippinen, sondern auch in Europa oder in Nordamerika leben würden.

Alle Interviewpartnerinnen bis auf eine machten Geldrücküberweisungen. Wobei zwei von ihnen nach wie vor regelmäßig jedes Monat Geld zu ihren Familienmitgliedern nachhause schicken.

Drei der Filipinas gehören jeweils einer oder mehreren philippinischen Organisationen an, die sich durch Hilfsprojekte konstituieren. Hier hat sich die verbundene Solidarität aufgrund der gemeinsamen ethnischen Herkunft entwickelt. Auch in diesen kollektiven Einheiten kommt die gegenseitige Unterstützung und Hilfe zum Vorschein, die für den Zusammenhalt und die Existenz der philippinischen Organisation in Wien essentiell ist.

Diese Unterstützung geschieht auf eine indirekte Art und Weise, die sich besonders im Verkauf von Tombolascheinen wiedergibt. Die Organisationen veranstalten regelmäßig Feste bzw. Events, z. B. Weihnachtsfeiern, Jubiläumsfeiern, Faschingsfeste, Barrio Fiestas⁴⁵ usw.. Die Mitglieder der Organisationen verkaufen vor und während der Feste Tombolascheine, dessen Erlös nicht nur das Bestehen der Vereine bedingt, sondern eben auch die Unterstützung der Hilfsprojekte, die der Armut auf den Philippinen entgegen wirken sollen, möglich macht. Dieses System basiert auf einem „Geben und Nehmen“-Prinzip und drückt sich in der organischen Solidarität aus. Demzufolge dient der Kauf von Tombolascheinen nicht primär dem persönlichen Gewinn.

⁴⁵ Barrio Fiesta ist ein jährlich in der Sommerzeit stattfindendes Fest im Freien. Hier wird an vielen verschiedenen Ständen traditionelles philippinisches Essen angeboten und die philippinische Esskultur zelebriert. Dieses Fest ist unter „allen“ Filipinas bekannt und wird nicht nur auf den Philippinen, sondern auch dort wo philippinische Gemeinschaften sind, wie in Wien gefeiert.

4. Reflexion

Rückblickend, meinen alle sechs Krankenschwestern, dass sie von ihrer Migration nach Österreich profitiert haben. Sie haben sich alle gut in die österreichische Gesellschaft integriert und sehen auch ihre Zukunft in Österreich. Fünf der Informantinnen fliegen nach wie vor gerne zurück in ihr Heimatland, wo sie in ihrer Pension mehrmonatige Aufenthalte planen. Eine der Interviewpartnerinnen hat keine Familienmitglieder mehr auf den Philippinen, was sie auch dazu bewegt, eher in die Länder zu reisen, wo sich Familienmitglieder aufhalten und leben.

11. Conclusio

Der Mangel an Pflegepersonal in den österreichischen Spitälern hatte Mitte der 80er Jahre eine Immigration von zahlreichen philippinischen Diplomkrankenschwestern nach Österreich zur Folge. Mit den Migrationsbewegungen nach Wien ließen die Filipinas ihre Heimat und ihre Familien auf den Philippinen zurück.

Das Forschungsziel fokussierte die Identitätskonstruktionen von philippinischen Diplomkrankenschwestern in Wien, wobei das Augenmerk speziell auf sechs Filipinas gelegt wurde.

Nach Dahinden's Typologisierungsschemata der MigrantInnen zählen von den sechs repräsentierten Diplomkrankenschwestern, fünf zu den „localized mobile transnational formations“.

Die Aspekte der Mobilität und Lokalität wurden besonders in der Erörterung der damaligen Ausbildungen auf den Philippinen, der jeweiligen Migrationsbewegungen und der Integration in die Dominanzgesellschaft, aber besonders in der Erforschung der transnationalen sozialen Beziehungen der sechs philippinischen Diplomkrankenschwestern deutlich. Diese gestalten sich durch den solidarischen Akt des Helfens, die in den transnationalen sozialen Aktivitäten begründet liegen und besonders die Organisation von Familiennachzügen und die individuellen und kollektiven Remittances umfassen. Die Durchführung der solidarischen Aktivitäten findet in transnationalen sozialen Räumen statt, und bedeutet gleichzeitig eine Verknüpfung der Philippinen mit dem österreichischen Nationalstaat.

Zahlreiche Reisen auf die Philippinen gehören für die fünf von sechs befragten Filipinas zur Selbstverständlichkeit, die sich nach dem Antritt ihrer Pensionierung auf längerfristige, jedoch limitierte Aufenthalte in ihrem Heimatland freuen. Neben den starken sozialen Bindung und Beziehung zu ihrem Heimatort, spielt auch die Zugehörigkeit und Loyalität zu den Philippinen, als auch zu Österreich eine identitätsstiftende Rolle, was auf die hybriden Lebensformen der Filipinas und somit auf ihre multiplen Identitäten hinweist.

Die Analyse der teilnehmenden Beobachtungen, der informellen Gespräche und den qualitativen Interviews ermöglichte die detaillierte Repräsentation der Einzelfälle, die praktische Beispiele für die theoretischen Phänomene wie Migration und Transnationalismus darstellen.

Viele meiner InformantInnen können heute auf eine renommierte Karriere als Krankenschwester zurückblicken. Nach jahrelanger Beschäftigung befinden sich alle von ihnen bereits kurz bzw. einige Jahre vor der Pensionierung.

Da sich die Rekrutierung philippinischer Gastarbeiterinnen nur auf eine bestimmte Zeitperiode der österreichischen Migrationsgeschichte bezieht, tauchen Fragen über die zukünftigen Krankenschwestern in den österreichischen Spitälern auf.

Wie wird das „ethnische Bild“ des zukünftigen Pflegepersonals in den österreichischen Krankenhäusern aussehen?

Handelt es sich bei den philippinischen Krankenschwestern in den österreichischen Spitälern um ein einmaliges Phänomen in der österreichischen Migrationsgeschichte oder wird sich die österreichische Regierung um eine weitere Rekrutierung philippinischer Krankenschwestern kümmern?

Die sozio-kulturellen und ökonomischen Verbindungen, die von den Krankenschwestern auf transnationaler Ebene etabliert wurden, prägten nicht nur ihre Identitäten, sondern auch die ihrer Kinder - der 2. Generation - die in Österreich geboren wurden und (in)direkt an den transnationalen Arrangements teilnahmen.

Wie geht die 2. Generation mit diesen Gegebenheiten um? Wie konstituiert sich ihr Bezug zur Familie mütterlicher Seite und wie wird sich dieser weiter entwickeln? Wer wird sich um die familiären Pflichten der Mutter, die sich besonders in der finanziellen Unterstützung der Familie wiedergibt, kümmern?

Diese Fragen können nur in Einbezug der 2. Generation beantwortet werden. Wie sich die transnationalen Beziehungen der in Österreich lebenden 2. Generation zu ihren Verwandten auf den Philippinen entwickeln werden, zählt bis heute zu den wenig bis gar nicht erforschten Studien, da sich die Forschungsschwerpunkte bisher hauptsächlich auf die 1. Generation von MigrantInnen bezogen haben.

12. Literaturverzeichnis

Abu-Lughod, Lila (1991) „Writing Against Culture“. In: Fox, Richard (Hg.): Recapturing Anthropology: Working in the Present. S. 137-162. Santa Fe.

Anderson, Benedict (Hg.) 1983. Imagined Communities. London.

Appadurai, Arjun. 1996. Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization. Minnesota.

Appadurai, Arjun. 1998. Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. S. 11-38. Frankfurt am Main.

Appadurai, Arjun. 1990. Disjuncture and difference in the global cultural Economy. In: Theory, Culture & Society, 7/1990, S. 295-310.

Arcilla, Jose S. (Hg.) 2003. 1. In search of spices - The Arrival of the Europeans. In: An Introduction to Philippine History, S.1-6. Quezon City.

Armbruster, Heidi. 2009. Anthropologische Ansätze zu Migration. In: Six-Hohenbalken, Maria/Tošić, Jelena (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. S. 52-69. Wien.

Assmann, Jan (Hg.) 2007. Kulturelle Identität und politische Imagination. In: Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. S. 130- 160. München.

Atac, Ilker. 2011. Migrationspolitik und Inkorporation von MigrantInnen: politikwissenschaftliche Perspektiven. In: Fassmann, Heinz und Dahlvik, Julia (Hg.): Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader. S.235-247. Wien.

Aubeck, Heinz-Jürgen (Hg.) 2006. Die Philippinen: die Geschichte eines verloren gegangenen Paradieses. München.

Banks, Marcus (Hg.) 1996. Ethnicity: anthropological constructions. London.

Barber, Benjamin (Hg.) 1995. Jihad vs. McWorld or Jihad via McWorld? In: Jihad vs. McWorld, S.155-168. New York.

Barth, Frederik (Hg.) 1969. Introduction. In: Barth, F. (Hg.) *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*. S. 9-38. Oslo

Bauböck, Rainer: „Nach Rasse und Sprache verschieden“ Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute. In: *Reihe Politikwissenschaft/Political Science Series*, Nr. 31/1996. Wien.

Bauman, Zygmunt (Hg.) 1999. *Unbehagen in der Postmoderne*. Hamburg.

Bauman, Zygmunt. 2001. Identity in the globalizing world. In: *Social Anthropology*. Vol.9/2001. S.121-129.

Beer, Bettina (Hg.) 2003. in: Beer, Bettina und Fischer, Hans (Hg.) 2003: *Ethnologie. Einführung und Überblick*. S. 59. Berlin.

Brachetto, Eduard (Hg.) 2003. *Philippinen: Paradies im permanenten Entwicklungsnotstand*. Norderstedt.

Brubaker, Rogers & Cooper, Frederick. 2000. Beyond "identity". In: *Theory and Society*. Vol.29/2000. S. 1-47.

Cohen, Ronald. 1978. Ethnicity: Problem and Focus in Anthropology. In: *Annual Review of Anthropology*, Vol. 7, S. 379-403.

Dahinden, Janine. 2010. The dynamics of migrants' transnational formations: Between mobility and locality. In: Bauböck, R. & Faist, T. (Hg.) *Diaspora and Transnationalism: Concepts, Theories and Methods*. S. 51-71. Amsterdam.

Ehmer, Josef. 2011: *Migrationen in der historischen Forschung - Themen und Perspektiven*. In: Fassmann, Heinz und Dahlvik, Julia (Hg.): *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader*. S.89-102. Wien.

Eriksen, Thomas Hylland (Hg.) 1993. *Ethnicity and Nationalism: Anthropological Perspectives*. London.

Eriksen, Thomas Hylland (Hg.) 2001: *Small places, large issues: an introduction to social and cultural anthropology*. London.

Eriksen, Thomas Hylland (Hg.) 2007. *Globalization – the key concepts*. New York.

Esser, Hartmut. 2000. Assimilation, Integration und ethnische Konflikte: Können sie durch "Kommunikation" beeinflusst werden? In: Heribert Schatz, Christina Holtz-Bacha, Jörg-Uwe Nieland (Hg.): Migranten und Medien. S. 25-37. Wiesbaden

Frank, Andre Gunder and Gills, Barry K. (Hg.) 1993. THE 5,000-YEAR WORLD SYSTEM. An interdisciplinary introduction. In: The World System. Five hundred years or five thousand? S. 3-58. London.

Friedman, Jonathan. 2000. Globalization, Class and Culture in Global Systems. In: Arrighi, Giovanni & Goldfrank, Walter L. (Hg.) 2000: Journal of World-System Research. Festschrift for Immanuel Wallerstein Part II. Vol.6/Nr.3/2000, S.636-657.

Giddens, Anthony (Hg.) 1991. The Consequences of Modernity. Cambridge.

Gil-White, F. J. 2006. The Study of Ethnicity and Nationalism Needs Better Categories: Clearing up the Confusions that Result from Blurring Analytic and Lay Concepts. in: Journal of bioeconomics, Vol.7, S.239-270.

Gingrich, Andre. 2001. Ethnizität für die Praxis. In: Wernhart, Karl R. und Zips, Werner (Hg.) 2001: Ethnohistorie – Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. S. 99-111. Wien.

Ha, Kien Nghi. 2000: Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: eine postkoloniale Perspektive. In: Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. Nr. 3/2000, S. 377-398

Hall, Stuart. 2008. "New Culutres for Old?" In: Oakes, Timothy S. and Price, Patricia L. (Hg.) 2008: The Cultural Geography Reader. S.264-274. New York.

Hannerz, Ulf (Hg.) 1996. The Local and the Global. Continuity and change. In: Transnational Connections: Culture, People, Places. S. 17-29. London.

Jones, Andrew (Hg.) 2010. Cultural Thinking: Arjun Appadurai. In: Globalization: Key Thinkers. S. 209-226. Cambridge.

Jürgens, Jule (Hg.) 2006. Der Solidaritätsbegriff bei Emile Durkheim: Von der organischen Solidarität segmentärer Gesellschaften zur organischen Solidarität moderner Gesellschaften.

Kirnbauer, Birgit. 2010. Die Migration philippinischer KrankenpflegerInnen nach Österreich ab den 1970er Jahren. Dipl.-Arb., Wien.

Krist, Stefan und Wolfsberger, Margit. 2009. Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration. In: Six-Hohenbalken, Maria/Tošić, Jelena (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. S. 164-184. Wien.

Lauser, Andrea (Hg.) 2004. „Ein guter Mann ist harte Arbeit“: eine ethnographische Studie zu philippinischen Heiratsmigrantinnen. Bielefeld.

Levitt, Peggy. 2001. The Transnational Villagers. Berkeley: University of California Press.

Marcus, George E. & Clifford, James (Hg.) 1986. Writing Culture - The Poetics and Politics of Ethnography. California.

Miller, Mark J. & Castles, Stephen (Hg.) 2003. The Age of Migration. New York.

Mintz, Sidney. 1998. The Localization of Anthropological Practice. From area studies to transnationalism. In: Critique of Anthropology 18/1998. S.117-133. Baltimore.

Müller, Hans-Peter 2006. Émile Durkheim. In: Kaesler, Dirk (Hg.): Klassiker der Soziologie: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. S. 151-171. München.

Noak, Juliane. 2010. Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. In: Benjamin, Jörissen (Hg.) 2010. Schlüsselwerke der Identitätsforschung. S.37-53, Wiesbaden.

Nölke, Andreas. 2010. Weltsystemtheorie. In: Schieder, Siegfried und Spindler, Manuela (Hg.): Theorien der Internationalen Beziehungen. S. 325-352. Leverkusen

Pries, Ludger. 1996. Transnationale soziale Räume - Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko - USA. In: Zeitschrift für Soziologie, 6/1996. S.456-472. Stuttgart.

Rehbein, Boike (Hg.) 2006. „Symbolische Gewalt“. In: Die Soziologie Pierre Bourdieus, S.189- 199. Konstanz.

Reiterer, Gisela. 2007. Austro-Filipino Youth. Cosmopolitan Austrians or Hyphenated Filipinos? In: Riegel, Christine und Geisen, Thomas (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. S. 147-162. Wiesbaden

Ritzer, George. 2004. The "McDonaldization" of Society. In: Journal of American Culture, Vol.6/2004, S.100-107.

Robertson, Roland (Hg.) 1992. Globalization: Social Theory and Global Culture. London.

Scherr, Albert. 2000: Ethnisierung als Ressource und Praxis. In: Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. Nr. 3/2000, S.399-414.

Schiller/Glick Nina, Basch/Linda, Blanc-Szanton/Cristina. 1992. Transnationalism: A News Analytical Framework for Understanding Migration.

Schiller/Glick Nina, Basch/Linda, Szanton Blanc/Cristina. 1995. From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. In: Anthropological Quarterly Vol.68/1995, S. 48-63.

Strasser, Elisabeth. 2009. Was ist Migration? Zentrale Begriffe und Typologien. In: Six-Hohenbalken, Maria/Tošić, Jelena (Hg.) 2009: Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. S. 15-28. Wien.

Strasser, Sabine. 2011. Über Grenzen verbinden: Migrationsforschung in der Sozial- und Kulturanthropologie. In: Fassmann, Heinz und Dahlvik, Julia (Hg.) 2011: Migrations- und Integrationsforschung - multidisziplinäre Perspektiven. S. 33-56. Göttingen.

Treibel, Annette (Hg.) 2003. Migration in modernen Gesellschaften. In: Treibel, Annette: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. München.

Vertovec, Steven. 2001. Transnationalism and Identity. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, Vol.27/2001. S.573-582.

Vertovec, Steven (Hg.) 2008. Introduction: transnationalism, migrant transnationalism and transformation. In: Transnationalism. S. 1-26. London.

Wallerstein, Immanuel. 1993. WORLD SYSTEM VERSUS WORLD-SYSTEMS – A critique. In: Frank, Andre Gunder and Gills, Barry K. (Hg.) 1993: The World System. Five hundred years or five thousand? S.292-296. London.

Wallerstein, Immanuel (Hg.) 2001. End of the World as We Know It: Social Science for the Twenty-First Century. Minnesota.

Wernhart, Karl R. (Hg.) 2001. Ethnos-Identität-Globalisierung. In: Wernhart, Karl R. und Zips, Werner (Hg.) 2001: Ethnohistorie – Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. S. 81-98. Wien.

Wimmer, Andreas and Schiller, Nina Glick. 2002. Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social science. In: Global Networks Vol.2/2002, S. 301-334.

Wolf, Eric. 1997. Europe and the People without history. California.

Zirfas, Jörg. 2010. Identität in der Moderne - Eine Einleitung. In: Benjamin, Jörissen (Hg.) 2010. Schlüsselwerke der Identitätsforschung. S.9-17. Wiesbaden.

Online-Recherche

Hall, Stuart. 1990. Cultural Identity and Diaspora. S. 222-237

Online abrufbar: <http://www.rlwclarke.net/theory/primarysources/hallculturalidentityanddiaspora.pdf>
(letzter Zugriff: 03. September 2012)

Esclamada. 2008. Standard-Interview mit einer philippinischen Diplomkrankenschwester in Wien

Online abrufbar: <http://derstandard.at/1227287219930/Die-Philippinen-exportieren-ihr-Humankapital>
(letzter Zugriff am 7. Oktober 2012)

Lenhart, Maureen. 2007. Die Migration von (weiblichen) Pflegekräften. In: Kurswechsel 2/2007. S.28-35

Online abrufbar: http://www.beigewum.at/wordpress/wp-content/uploads/028_maureen_lenhart.pdf
(letzter Zugriff: 04. Oktober 2012)

Lenhart, Maureen und Österle, August. 2007. Migration von Pflegekräften: österreichische und europäische Trends und Perspektiven. In: Österreichische Pflegezeitschrift 12/2007. S. 8-11.

online abrufbar: http://www.oegkv.at/fileadmin/docs/OEPZ_2007/12/lenhart_oesterle.pdf (letzter Zugriff: 04. Oktober 2012)

Perlinger, Hans. 2006. Arbeitsteilung als Quelle der Solidarität.

Online abrufbar: <http://www.gemeindeforschung.de/downloads/frei/Soziologie/Arbeitsteilung%20-%20Solidaritaet%20Durkheim.pdf> (letzter Zugriff: 03. Oktober. 2012)

Report of the Global Commission on International Migration. 2005. In: Population and Development Review, Vol.31/Issue 4/2005. p.787-798.

Online abrufbar: <http://onlinelibrary.wiley.com/store/10.1111/j.1728-4457.2005.00100.x/asset/j.1728-4457.2005.00100.x.pdf?v=1&t=h836bopk&s=b70ee9b3ef17e3665eb9cd923b4b7a28aee53cb3> (letzter Zugriff: 01. September 2012)

Stimmer, Kurt. 2009. Krankenschwestern gesucht! Im fernen Manila gefunden. In: wien.at aktuell, Magazin für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Online abrufbar: <http://www.pna-austria.com> (unter „Current News“) (letzter Zugriff: 01. September 2012)

UNESCO. Online abrufbar: http://www.unesco.org/most/migration/mwc_part1.htm (letzter Zugriff: 01. September 2012)

Wallerstein, Immanuel; Interview mit Immanuel Wallerstein. "The decline of Capitalism" in: Kontext - die anderen Nachrichten → <http://www.youtube.com/watch?v=oxs8R12vOcl&feature=related> (letzter Zugriff: 04. Oktober 2012)

Wittmann, Monika. 2005. Kommentar: Pflegeberuf - Für viele MigrantInnen nicht nur Traumjob sondern auch Berufung. In: ÖGKV - Österreichischer Gesundheits- und Krankenpflegeverband, Pressemeldung: Ausgabe 03/2005.

Online abrufbar: <http://www.oegkv.at/index.php?id=923> (letzter Zugriff: 01. September 2012)

Interviews

Interview 1: L. B. am 03. November 2011 in ihrer Wohnung, Mödling.

Interview 2: V. R. 20. am Juli 2011 im Geriarte-Zentrum Baumgarten, 1140 Wien.

Interview 3: Interview mit S. A. am 12. November 2011 im Geriarte-Zentrum Baumgarten, 1140 Wien.

Interview 4: Interview mit H.Z. am 2. März 2012 in ihrer Wohnung, Mödling.

Interview 5: Interview mit E. L. am 29. Februar 2012 in ihrer Wohnung, 1030 Wien.

Interview 6: Interview mit T. S. am 15. März 2012 in ihrer Wohnung, 1050 Wien.

13. Anhang:

I. Interview: Leitfadenfragebogen

1. Auf den Philippinen, vor der Migration.

WIE und mit WEM hast du auf den PH gelebt?

WANN hast du damals die PH verlassen?

1. Warum bist du damals emigriert? Warum hast du damals die PH verlassen?
2. Hast du diese Entscheidung alleine getroffen?
3. Was hast du dir von der Migration erwartet?

2. Soziale Beziehungen damals:

1. Hast du Geschwister? Wie sah damals das Verhältnis zu ihnen/ und heute aus?
2. Wie war dein Verhältnis zu deinen Eltern?
3. Hattest du viel Kontakt mit deinen zurückgelassenen Familienmitgliedern? (Heute?)
4. Kontakt zu den philippinischen Krankenschwestern in Wien?

3. Unmittelbar nach der Ankunft in Ö:

1. Positive/negative Erlebnisse, Erfahrungen damals/heute?
2. Wie sah/en die erste/n Begegnung/en und Kontakt/e mit ÖsterreicherInnen aus?
3. Hast du dich in Österreich willkommen gefühlt?

4. Beruf Krankenschwester

1. Warum bist du Krankenschwester geworden? Warum hast du dich für den Beruf Krankenschwester entschieden?
2. Welche Erfahrungen hast du als Krankenschwester in einem österreichischen Krankenhaus gemacht?
3. Wie sieht das Arbeitsleben einer Krankenschwester auf den Philippinen aus?
4. Ist dir dein Beruf als Krankenschwester wichtig? Warum?

5. Sprache Deutsch

1. Wie haben Sie Deutsch gelernt?
2. Hat Ihnen das Erlernen der Sprache Schwierigkeiten bereitet?

6. Die philippinische Diaspora in Wien

1. Bist du ein Mitglied einer philippinischen Organisation (NGO) in Wien? Wenn ja, warum? Wie lange schon?

7. Gegenüberstellung Österreich - Philippines

1. Hast du vor in Wien zu bleiben oder willst du zurück auf die Philippinen?
2. Was magst du besonders gerne an Österreich?
3. Was hast du besonders gern auf den PH?
4. Vermisst du die Philippinen?
5. Wann fliegst du wieder auf die Philippinen?
6. Rückblickend: War es eine richtige Entscheidung die PH zu verlassen?

II. Abstract

Anfang der 1970er Jahre bestand im österreichischen Gesundheitswesen eine große Nachfrage nach fachlich kompetentem und qualifiziertem Pflegepersonal. Um dem Mangel an Krankenschwestern- und Pflegepersonal in den österreichischen Krankenhäusern entgegen zu wirken, wandte sich die österreichische Regierung an ausländische Arbeitskräfte, was im Jahre 1973 unter Anderem eine Unterzeichnung des bilateralen Abkommens zwischen der Stadt Wien und dem philippinischen Arbeitsministerium zur Folge hatte.

Die Migrationsbewegungen philippinischer Diplomkrankenschwestern von den Philippinen nach Österreich beeinflusste das soziale Handeln und Agieren der Akteurinnen und wirkte sich schlussendlich auf ihre Identitäten aus. Die theoretische Abhandlung und die anschließende Repräsentation der empirischen Forschungsarbeit behandeln die Identitätskonstruktionen sechs philippinischer Diplomkrankenschwestern in Wien.

In the beginning of the 1970s, the increasing demand of skilled and well-trained nursing staff in the hospitals of Austria implied the need for a sustaining and effective resolution. To accomodate the demand of the absent nursing staff, the Austrian Government decided to apply for foreigners who were qualified for the work in the tertiary sector. In 1973, the official endorsement of the bilateral agreement between the Austrian Government and the Philippines Department of Labour started the recruitment of registered nurses from the Philippines.

The diploma thesis highlights the identity construction of six Philippine registered nurses, who migrated to Austria. The migration to Austria implicated transformations in their specific social structures and activities and eventually had strong and remarkable influence on each of their personal identities. To understand the investigated theme, the diploma thesis is based on a theoretic study and exposition concerning this matter. It was essential to support the represented empirical work about the six Philippine registered nurses in Vienna.

III. Lebenslauf

PERSÖNLICHE DATEN

Name Antonina Boschitsch

Geburtsdatum 21.11.1985

Staatsbürgerschaft Österreich

AUSBILDUNG

1994 –1998 Volksschule Rosegggasse 2-6, 2380 Perchtoldsdorf

1998 – 2002 Realgymnasium Rosegggasse 2-4, 2380 Perchtoldsdorf

2003 – 2005 Realgymnasium Anton Kriegergasse 25, 1238 Wien (mit Matura-Abschluss)

WISSENSCHAFTLICHE INTERESSENSGEBIETE

Migrations- und Transnationalismusforschung

Rassismus- und Sexismusforschung

Kunstanthropologie

SPRACHKENNTNISSE

Deutsch und Englisch in Wort und Schrift